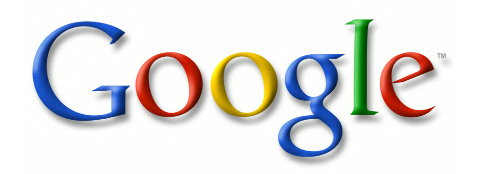



838
S327ha
1878
A 731,926 DUPL

8-3-7



Hammerschläge und Historien.

Von

Johannes Scherr.

Neue Folge.

Zürich.
Verlag von Cäsar Schmidt.
1878.

Vita nostra plena bellis,
Inter hostes, inter arma
More belli vivitur:
Nullae luces absque pugna,
Nullae noctes absque luctu
Terrae dantur filiis.

Sed timoris omnis expers
Stabo firmus inter arma,
Nec timebo vulnera;
Non morabor hostis iras,
Non timebo publicasve
Callidasve machinas.

„Vita bellum“ (A. D. 1170?)

Inhalt.

Genesis, Geist und Gestalt

der

neuzeitlichen Geschichteschreibung.

Eine Gelegenheitsrede.



Zwei thatkräftige Aeußerungen menschlicher Geistesthätigkeit sind aus der realistischen Grundstimmung unserer Zeit hervorgegangen: die naturwissenschaftliche und die geschichtewissenschaftliche Arbeit.

Die bezeichnete, wesentlich auf praktische Ziele gerichtete Zeitstimmung hat die intellektuelle Thätigkeit, welche vorzugsweise auf der Phantasie beruht, mehr in den Hintergrund gedrängt, woher in unseren Tagen der Mangel eines wahrhaft schöpferischen Wirkens der Poesie.

Anders in jenem großen Zeitraum, welchen man das Mittelalter zu nennen pflegt. Denn dazumal wurde ja die Verstandesarbeit so sehr

von der Phantasiethätigkeit überwogen, daß auch die Geschichteschreibung zu einem großen Theil in Dichtung sich verwandelte. Im Mittelalter war die Geschichte in der That die „fable convenue“, als welche sie dem Napoleon bekanntlich überhaupt erschien.

Alle civilisirten Völker Europa's hatten vom 9. Jahrhundert an ihre Zeitbücherschreiber. Frankreich besaß deren sogar vom 6. Jahrhundert herab in ununterbrochener Folge. Aber die Berichte dieser Chronisten sind so sehr vom Legendenwust überwuchert, daß es der modern-kritisch-historischen Scheidekunst noch lange nicht überall gelungen ist, denselben zu beseitigen und hinter dem goldenen oder auch bleiernen Nebel der Sage die geschichtliche Wirklichkeit zu finden und klarzustellen. Wer an Wunder glaubt, der sieht auch welche, und inbetreff der Glaubenskraft ließen die mittelalterlichen Zeitbücherschreiber wahrlich nichts zu wünschen übrig. Die Nachahmung der antiken, d. h. römischen Historiker, insbesonders des Livius, auf welche wir bei den gebildeteren

dieser mönchischen Chronisten stoßen, änderte hieran um so weniger, als ja, wie jeder weiß, an ihrem genannten Vorbilde das Organ der Köhlergläubigkeit ebenfalls im höchsten Grade ausgebildet gewesen war. Die Märchen- und Wundersucht, wie sie der mittelalterlichen Gesellschaft zu Fleisch und Blut geworden und bei dem damaligen Kulturzustande dazu hatte werden müssen, spann sich in der Historik bis in's 16. Jahrhundert herab. Als ein recht schlagendes Beispiel hiervon erinnere ich an die Aufzeichnungen der spanischen Conquistadoren, welche mit Cortez nach Anahuak und mit Pizarro nach Peru zogen. Mit überzeugungsvoller Naivität erzählen sie uns, wie sie, während sie Massen von nackten Indianern niederritten und niederhieben, die beiden Lieblingsheiligen Spaniens, San Jago und San Miguel, leibhaftig vor ihnen herreiten und ihnen vorfechten sahen. Um kurz zu sein: die mittelalterliche Geschichteschreibung, ein Produkt ihrer Zeit, war also keine Geschichtewissenschaft, sondern, so ich mich richtig ausdrücke, nur ein Geschichteglaube,

d. h. im ganzen und großen nur ein kritikloses Aufnehmen und Weiterbieten von Ueberliefertem. In vielen Fällen war sie freilich noch anderes und schlimmeres, nämlich eine namentlich zu hierarchischen Zwecken begangene, mehr oder weniger feine oder grobe Fälschung. Auch zu angeblich patriotischen Zwecken zu phantasiren und zu fälschen, nahmen mittelalterliche Chronisten keinen Anstand. Als ein recht schlagendes Exempel bietet sich die Entwickelung, d. h. Ausdichtung der schweizerischen Tellsage dar.

Im 14. Jahrhundert vollzog sich der Zersetzungsproceß der mittelalterlichen Weltanschauung und Gesellschaft. Im Verlaufe des 15. wurde dann mälig die Kultursaat einer neuen Zeit bestellt. Durch socialpolitische Umgestaltungen, welche das Lehensystem zu Falle brachten, durch große physikalische Findungen und große geographische Entdeckungen kündigte sie sich an. Die hemmenden Fesseln wurden gesprengt, in welchen die Autorität der unzulänglichen antiken Erd- und Naturkunde die Geister nahezu anderthalb Millennien lang

festgehalten hatte. Bevor das 15. Jahrhundert zu Ende ging, hatte Guttenberg jene unansehnliche und doch so gewaltige „schwarze Bande", welche der Civilisation die weite Welt erobern sollte, organisirt und in Marsch gesetzt und hatte Kolon der Erdkugel ihre zweite Hälfte hinzugefügt, fünfundvierzig Jahre bevor Köpernik, wie er sich schön und wahr ausdrückte, „die Sonne als die Weltleuchte in der Mitte des großen Naturtempels auf ihren königlichen Thron setzte, von welchem her sie die ganze Familie der kreisenden Gestirne lenkt". Und es kam die Zeit, wo der Genius von Hellas, mittels der humanistischen Studien aus Elysion heraufbeschworen, in eine mit dunkeln Kutten verhangene Welt hellende Schönheitsstralen warf — die Zeit, wo der kampffreudige Hutten jubelte: „O Jahrhundert! die Geister erwachen, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben!" . . . die Zeit, wo der Luther wider Papst und Kaiser standhaft seine Thesen behauptete und der Zwingli, der geistvollste der Reformatoren, seine Ueberzeugungen glorreich mit seinem Blute besiegelte.

Es bedarf keines Nachweises, daß auch die Geschichteschreibung den reformatorisch-realistischen Zug einer Epoche, welche die „freie Forschung“ auf ihre Banner geschrieben hatte, stark verspüren mußte. Man braucht, um den Vorschritt gewahr zu werden, nur die Zeitbücher eines Sebastian Frank und eines Turmair-Aventin mit denen ihrer Vorgänger zu vergleichen.

Aber die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das 17. brachten unter Kriegstrübsalen, welche manche Gegenden Europa's zeitweilig in die Barbarei des Naturzustandes zurückwarfen, den großen Rückschlag. Der Protestantismus wurde seinem eigenen Princip untreu und fiel in Folge dessen in den starren und seellosen Dogmatismus zurück, gegen welchen er früher aufgestanden war. Die wissenschaftlichen Errungenschaften der Renaissance kamen in Gefahr, durch die ungeheuren Staubwolken, welche ein kleingeistig-zänkischer Theologismus aufwühlte, wieder verdunkelt zu werden, und das Unheil wurde nur abgewandt durch große von seiten der mathe-

matischen und physikalischen Forschung erzielte Resultate. Diese ermöglichten das sicherere Vorschreiten des modernen Skepticismus und Kriticismus, welcher als seine Pfadfinder und Wegbahner einen Rabelais, einen Montaigne, einen Cherbury vorgeschickt hatte und dann durch Bacon und Descartes systematisch formulirt wurde.

Ausgemacht ist: nicht der Glaube, d. h. die Hingabe an fürwahrgehaltenes Unbegriffenes und Unbegreifliches, das blinde Hinnehmen von Gegebenem, das denkträge Beharren beim Herkömmlichen, nein! sondern vielmehr der Zweifel mit seinen beiden erlauchten Töchtern, der Untersuchung und der Toleranz, er war allzeit und überall die große Triebfeder jeder Kulturbewegung in der menschlichen Gesellschaft. Er war es auch, welcher in der Historik den übermäßigen und hemmenden Respekt vor der Vergangenheit auf das richtige Maß zurückführte und den durch Entfernung und Unkenntniß gewobenen Glorienschein der angeblich „alten, guten, frommen“ Zeit erblassen machte.

Durch die ganze Geschichte der menschlichen Gesellschaft — man heißt sie mit gewohnheitsmäßiger Anmaßung die Weltgeschichte — zieht sich der unendliche Kampf zwischen zwei großen Principien: Herrschaft und Freiheit, Dogmatismus und Kritik. Aber heftiger, umfassender und unerbittlicher als jemals entbrannte dieser Kampf im 18. Jahrhundert. Auch auf dem Felde der Geschichte, welche bislang, wie alle übrigen Wissenschaften, unter dem drückenden Bann und Zwang der klerikalen Macht gestanden hatte. Diesen Bann und Zwang festzuhalten und neu zu kräftigen, hatte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin der berühmte Bischof von Meaux, Jacques Bossuet, unternommen, indem er mit Aufbietung seiner glänzenden Redegabe im hierarchischen Sinn als Gesetzgeber der Universalhistorik auftrat („Discours sur l'histoire universelle", 1681). Gegen diesen Versuch, die mittelalterliche Anschauung, verquickt mit den Eingebungen eines Sultanismus, wie er durch Ludwig den Vierzehnten gehandhabt wurde, in die

angebrochene neue Zeit herüberzupflanzen, stellte der Kriticismus einen kräftigen und kühnen Kämpfer in der Person von Pierre Bayle. Durch diesen wurde so entschieden, wie durch keinen vor ihm, eine vorurtheilslose Kritik in die neuzeitliche Geschichteschreibung eingeführt.

Auf solcher Basis — durch die Bemühungen der englischen „Freidenker“ namentlich nach der religiösen Seite hin erweitert — baute dann Voltaire weiter, ein Mann, welchen, aller ihm anhaftenden Makel und Mängel ungeachtet, zu mißachten oder gar zu verdammen heutzutage nur noch der Dummheit oder Unwissenheit erlaubt ist. Er hat seinen zerstörerischen Witz zu einer weltgeschichtlichen und zwar wohlthätig, weil aufräumend und luftreinigend wirkenden Macht erhoben; allein keineswegs war er ein bloß verneinender Geist. Einen Beweis für sein auch positives Wirken gibt schon die Thatsache her, daß er zu einer Zeit, wo die Volkswirthschaftslehre noch in den Windeln lag, mit allem Nachdruck den großen Grundsatz des Freihandels geltend zu machen suchte. Die grellen Mängel

seiner geschichtlichen Werke sind dermalen leicht nachzuweisen, aber diese Werke haben — und zwar den übrigen weit voran der mit Recht hochberühmte „Essai sur les moeurs et sur l'esprit des nations" — trotzdem außerordentlich anregend und bahnbrechend eingegriffen, gerade wie nachmals in Deutschland die historischen Arbeiten Schillers. Der Auffassungs- und Darstellungsweise geschichtlicher Probleme durch Voltaire hatte man es zu danken, daß der Geschmack an historischen Studien mehr und mehr sich verbreitete und daß die Geschichte anfing, aus einer Geschichte der Könige, das heißt aus einer bloßen Hof-, Kabinetts- und Kriegsgeschichte, eine Geschichte der Völker, eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu werden. War doch Voltaire recht eigentlich der erste Historiker, welcher sich bemühte, zu zeigen, daß die sogenannte Weltgeschichte nicht das Produkt der List oder Gewalt, nicht das Machwerk rein persönlicher Willkür sei, sondern vielmehr das nothwendige Ergebniß der materiellen, ideellen und sittlichen Lebensmächte. Dieselbe Richtung ver-

folgte Voltaire's Landsmann und Zeitgenoß Montesquieu, indem auch er statt bloßer Kriegs- und Hofhistorien die Geschichte der Civilisation zu schreiben strebte.

Ich finde es überflüssig, zu betonen, das bislang Gesagte sei wesentlich im universalhistorischen Sinne zu nehmen. Denn für die Specialgeschichte einzelner Länder, Ereignisse und Zeiträume war ja schon früher manches Treffliche geleistet worden. So, beispielsweise zu reden, bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch Machiavelli für die florentinische Geschichte; so gleichzeitig oder wenig später für die Geschichte Spaniens durch die Mendoza, Zuniga und Zurita; so im 17. Jahrhundert für die Geschichte ihres Landes und ihrer Zeit durch englische Staatsmänner und Memoirenschreiber wie Clarendon, Temple und Burnet. England, welchem in Folge des Zusammenwirkens verschiedener glücklicher Umstände von allen größeren Staaten Europa's allein gegönnt war, mittels zwei gelungener Revolutionen die kirchliche Reform auch politisch fruchtbar zu machen

und an die Stelle des mittelalterlichen Feudal-
staates nicht den modernen, in Frankreich aus-
gebauten absoluten Polizeistaat, sondern ein
aristokratisch-konstitutionelles Staatsgebäude zu
setzen, — England mit seinem realistischen Sinn,
seinem praktischen Schick und seinem alle Stände
durchdringenden, hochbewegten öffentlichen Leben
war auch der rechte Boden, wo eine aus den
Banden des kirchlichen und staatlichen Dogmatismus
gelös'te Geschichteschreibung gedeihen konnte. Daß
sie im Verlaufe des 18. Jahrhunderts dort
wirklich so gedieh, bezeugen Werke, wie sie der
verstandesscharfe Pragmatismus Hume's und der
auf der Bildungshöhe seiner Zeit stehende Gibbon
schufen, der letztgenannte in seiner Weise des
modernen historischen Kunststils Vollender, wie
das für die Historik des Alterthums in seiner
Art Tacitus gewesen war.

Was Deutschland angeht, so kommt, wie
jedermann weiß, der Schweiz die Ehre zu, den
Mann geboren zu haben, der nach dem preis-
würdigen Vorangange von Justus Möser es

unternahm, nicht vom Sitzpunkt eines stuben-gelehrten Pedanten, sondern vom staatsmännischen Standpunkt aus Geschichte zu schreiben. Die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" von Johannes von Müller waren in der deutschen Literatur das erste Werk, in welchem die Universal-historie nicht allein mit ausreichendem Wissen, sondern auch mit Geist und Formsinn behandelt wurde. Vier Jahre sodann nach dem Erscheinen von Gibbons unvergänglichem Meisterwerk erschien der erste Band von Müllers „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft", im Gehalt und in der Form eine epochemachende Leistung. Es ist bekanntlich gar nicht schwer, mittels des seit-her unermesslich bereicherten und vervollkommten krititischen Werkzeugs unserer Tage die vielen Unzulänglichkeiten und groben Irrthümer von Müllers Arbeit aufzudecken, wie denn ja jetzo der Nachweis erbracht ist, daß seine ganze Dar-stellung der Anfänge schweizerischer Eidgenossen-schaft hinfällig geworden. Auch ist wahr, daß man sein Bedauern nicht verhehlen kann, hinter

der Maske taciteischen Stils, welche Müller affektirt vorzustecken liebte, keineswegs die festen Charakterzüge taciteischer Mannhaftigkeit zu erblicken, sondern nur die gedunsenen und zerflossenen Linien der Charakterlosigkeit. Aber trotz alledem heißt es nur gerecht sein, so man anerkennt, daß Müller um die Wissenschaft, um sein Heimatland und um die deutsche Literatur bleibende Verdienste sich erworben habe.

Man merkt der Thätigkeit Müllers als Historiker überall an, daß sie in eine Zeit fiel, wo die große geistige Bewegung, deren Summe Göthe und Schiller in Schöpfungen von ewiger Schönheit gezogen haben, in vollem Zuge war. In einer Zeit, wo die lessing'sche Kritik und die kant'sche Philosophie das ganze Kulturleben der Völker deutscher Zunge mit neuen Lebenssäften schwellten. In einer Zeit, wo auch die Naturwissenschaften so energisch wie bisdahin noch nie eine Arbeit anhoben, welche seither einen Triumph an den andern gereiht hat. Ein Frühling der Begeisterung und Verjüngung war über dem gealterten

Europa aufgegangen und alle guten und besten Menschen berauschten sich in kosmopolitisch-demokratischen Hoffnungen, welche die siegreiche Gründung der großen Republik jenseits des atlantischen Oceans und die Anfänge der französischen Staatsumwälzung geweckt hatten. Aber die Ernüchterung blieb nicht aus. Die Uebersetzung der Kosmopolitik in's Französische, d. h. die Verkehrung des weltbürgerlichen Ideals in die Wirklichkeit des napoleonischen Weltdespotismus, sie brachte die Völker zu sich selbst zurück und trieb sie an, innerhalb der Schranken der Nationalität ihr eigenes Wesen verstehen und achten zu lernen, um dann mit am Heimischen geübtem Forschungseifer zum besseren Verständniß von Fremdem zu gelangen.

Wie die Poesie, wie die Politik diesem Zuge folgte, so auch die Geschichtewissenschaft; aber diese mit ganz anderem, mit weit glücklicherem Erfolg als jene. Denn während die Poesie der „Umkehr" oder, wie sie dazumal hieß, der Romantik zumeist nur Kränkliches und Zwitterhaftes

zuwegebrachte und während die Staatsweisheit der Restaurationsperiode in gänzlicher Verkennung und Mißachtung der Bedürfnisse und Forderungen der Zeit nur jammerselige Flick- und Unterdrückungsarbeit trieb, gelangte ihrerseits die Geschichtewissenschaft vermöge der liebevollen Hingabe, womit sie sich in die Erforschung der Vergangenheit versenkte, zu dem Resultat, daß es unmöglich wäre, die Gesellschaft auf überwundene Standpunkte zurückzuschrauben, und daß das Vorwärtsschreiten der Menschheit eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit sei.

Allgemein bekannt ist, daß und wie die philologisch-historische Kritik, welche in Deutschland durch den großen Philologen Friedrich August Wolf und durch den großen Historiker Barthold Georg Niebuhr begründet worden, auf die geschichtlichen Studien von ganz Europa befruchtend gewirkt hat. Ebenso die Art und Weise, wie die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm und ihre Mitstrebenden die germanische Alterthumskunde stifteten und förderten. Die Völkersolidarität, in der Politik

nur ein schöner Traum, ist in der Wissenschaft eine vollzogene Wirklichkeit. Denn nur durch das rastlose und hilfreiche Zusammenwirken aller Faktoren europäischer Geschichtewissenschaft ist es ja gelungen, das riesige Material, die ungeheure Fülle vom Schutt und Rost der Jahrhunderte gesäuberter Thatsachen herbeizuschaffen, welches und welche den allmäligen Aufbau einer wirklichen Geschichte des menschlichen Geschlechtes zu einer Möglichkeit machen.

Diese Möglichkeit hat schon vor nahezu hundert Jahren der universelle und feinfühlende Instinkt Herders geahnt, als der Mann seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" niederschrieb. Das berühmte Buch muß, wenigstens in seiner Absicht und Anlage, noch jetzt hochgehalten werden als ein gelungener Versuch, den menschheitlichen Entwickelungsproceß philosophisch zu begreifen und darzulegen. Freilich wurde mit der sogenannten Philosophie der Geschichte seither viel Mißbrauch getrieben, indem sich, namentlich seit Hegel, gar manche „mit wenig Witz und viel Behagen"

daran machten, die Geschichte zu „konstruiren“, wie sie es nannten, d. h. unter die Schablone dieses oder jenes Philosophems zu zwängen, welches gerade in der Mode. Das gemeinsame Merkmal solcher mehr oder weniger geistreicher oder auch geistarmer Experimente ist die Willkür, womit historische Thatsachen zum Zwecke der Beweisführung herbeigezogen oder aber ohne weiteres ignorirt, auch nach Bedarf zugestutzt, beleuchtet oder verdunkelt werden, — eine Willkür, von welcher die angebliche Geschichtephilosophie des Franzosen Comte wohl das abschreckendste Beispiel darbieten dürfte. Viel erquicklicher, als derartige Konstruktionen und Schablonisirungen sind, ist die exakte und geduldige Forschung, welche den Stufengang der Kulturarbeit unseres Geschlechtes mehr und mehr klargestellt hat. Wenn uns die Naturwissenschaft den Rückblick in eine Millionen von Jahren umfassende Entwickelung der Geschichte unserer Erde aufthat, so erweiterte nach bescheidenerm Maßstab die neuere Geschichtewissenschaft den rückwärts liegenden Gesichtskreis der Geschichte

der Menschheit um Jahrhunderte, sogar um Jahrtausende. Der archäologische Entwickelungseifer, begleitet von seiner preiswürdigen Dolmetschin, der vergleichenden Sprachenkunde, und von seiner treuen Mystagogin, der vergleichenden Religionskunde, ist erobernd und erntend in Gebiete vorgedrungen, die unseren Vorfahren entweder noch ganz verschlossen oder wenigstens ganz räthselhaft waren. Der klassischen Philologie und Archäologie gesellten sich wetteifernd die germanische, die keltische, die slavische und die orientalische. Am Nil wurde das Sphinxräthsel der Hieroglyphenschrift gelöst und gab, vom Morgensonnenstral abendländischer Wissenschaft berührt, Memnon einen hellen Klang. Ungefähr zur selbigen Zeit, wo aus den Trümmerhügeln am Euphrat und Tigris die kolossalen Gebilde uralt-babylonisch-ninivitischer Architektur und Sculptur, sowie ganze Bibliotheken keilschriftbedeckter Ziegeln zu Tage gefördert wurden, entdeckte man in den schweizerischen Seen die Ueberreste jener „Pfahlbauten“, welche von Kulturanfängen zeugen, die über die Marken unserer bisherigen

historischen Kenntniß hinausliegen, und nicht minder sind zu dieser Zeit in den Urwaldwildnissen von Guatemala, Yukatan und Honduras staunenswerthe Denkmäler einer Bau- und Bildnerkunst aufgefunden oder wenigstens genauer untersucht worden, welche beweisen, daß in jenen Ländern ein nachmals räthselhaft vom Erdboden verschwundenes Volk civilisatorisch thätig gewesen sein müsse, voraussichtlich schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, obzwar nicht, wie man voreilig anzunehmen geneigt war, schon zur Zeit, wo in den Gebirgen von Baktrien Zarathustra die Grundgedanken des wunderbar großartigen Religionsgedichtes vom Weltkampf zwischen Ormuzd und Ahriman ersonnen und verkündigt hat .....

Einer Rede, welche in den Rahmen einer flüchtigen Stunde gebannt ist, wird man nicht zumuthen wollen, daß sie von der Entwickelung der neuzeitlichen Historik im Einzelnen handle. Um aber die Summe von Arbeit und Ergebnissen auf diesem Felde wenigstens andeutungsweise zu bezeichnen, brauche ich bloß daran zu erinnern,

was die letzten siebzig Jahre her für die Geschichtewissenschaft und für die Mehrung und Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse gethan worden. So in Italien, für dessen Geschichte im vorigen Jahrhundert der riesenhafte Sammlerfleiß eines Muratori und der erleuchtete Freisinn eines Giannone so viel geleistet, durch Colletta, welcher den Ruhm Machiavelli's erneuerte und den seines Zeitgenossen Botta übertraf, sowie später durch Historiker wie Amari, Capponi, La Farina, Villari und Massari. So in Spanien durch Munoz, Toreno, Navarrete, Quintana, La Fuente und Tapia; in Frankreich durch Sismondi, Guizot, Michelet, Barante, Tocqueville, Mignet, Thiers, Thierry, Martin und Taine; in Schweden durch Geijer und Fryxell; in Russland durch Karamsin und seine Nachfolger; in Polen durch Lelewel; in England durch Makintosh, Lingard, Hallam, Macaulay, Grote und Froude; in Nordamerika durch Sparks, Bancroft, Prescott und Motley. Auch in Deutschland ist seit den Tagen Müllers, Spittlers und Heerens der Aufschwung

geschichtlicher Forschung und Darstellung ein außerordentlicher geworden. Was alles für die Sammlung und Sichtung der Quellen unserer Nationalgeschichte geschehen, bezeugen großartig die „Monumenta Germaniæ historica“. Zwei Namen aber sind es vorzugsweise, an welche zwei verschiedene Richtungen der Auffassung und des Vortrags der Geschichte sich anlehnen. Jedermann erräth, daß Schlosser und Ranke genannt sind, zwei Gelehrte also von vorragender Begabung, umfassendem Wissen, tiefem Blick und zweifelloser Redlichkeit. Die schlosser'sche Weise hat man als eine subjektive, die ranke'sche als eine objektive bezeichnet. Man kann jene auch kennzeichnen als die moralisirende, diese als die diplomatisirende. In ihren Eigenheiten wurzeln auch die Mängel der beiden berühmten Historiker. Schlossers eminente sittliche Energie vermag uns nicht immer dafür schadlos zu halten, daß in seinen Werken das Weltgericht der Weltgeschichte zu eintönig-grämlich, ich möchte fast sagen zu polternd sich kundmacht, während umgekehrt Ranke's

vornehm-kühler Stil häufig genug eine anfröstelnde Lässigkeit des sittlichen Urtheils verspüren lässt. Beim Schlosser verschwindet der Historiker allzu oft hinter dem Moralprediger, der noch dazu mitunter an den gutmüthigen Polterer der Komödie gemahnt. Beim Ranke verbirgt sich der Professor nicht selten völlig hinter dem Hofmann, welcher nur Höfe und Kabinette kennen will, allem Volksmäßigen ängstlich aus dem Wege geht und die Essenz der Geschichte nur in den Berichten der Diplomaten suchen zu müssen und finden zu können wähnt. Ganz abgesehen jedoch von den übrigen Vorzügen dieser beiden Forscher und Darsteller, sind ihre Arbeiten schon darum höchst bedeutungs- und verdienstvoll, weil sie stark entwickelte Keime einer Gestaltung der Historik enthalten, welche schon die Gegenwart eifrig pflegt und die Zukunft zur Blüthe und Reife bringen wird. Ich verstehe darunter natürlich die von Schlosser sowohl als von Ranke nachdrücklich betonten kulturgeschichtlichen Elemente.

In Wahrheit, es dürfte heutzutage jedem

Wissenden klar geworden sein, daß die Geschichte, falls sie ihren hohen Beruf erfüllen soll, wesentlich Kulturgeschichte sein müsse. Denn nur diese vermag das eigentliche und innere Wesen und Leben der Nationen zu begreifen und zu veranschaulichen, nur sie hat den Willen und das Vermögen, den wirklichen Führern und Wohlthätern der menschlichen Gesellschaft gerecht zu werden, während die frühere Historiographie vorzugsweise nur mit den Drängern und Quälern der Menschheit sich beschäftigte. Von den Völkern war, so zu sagen, nur ganz beiläufig die Rede. Man erfuhr bloß, daß sie zu büßen hatten, was die Könige sündigten.

Was ist aber Kulturgeschichte? Nichts anderes als eine Naturgeschichte der Menschheit, etwa in dem Sinne, in welchem Alexander von Humboldt eine Weltgeschichte der Natur zu schreiben unternommen hat. Will man das Ziel der Kulturhistorik in eine idealistische Höhe hinaufstecken, so kann man sagen und hat man auch wirklich gesagt, ihre höchste Aufgabe sei, die Gesetze der Menschheit zu finden und festzustellen, wie die Naturwissenschaft

die Gesetze der Natur gefunden und festgestellt habe. Annähernd mag in ferner Zeit dieses Ziel erreicht werden, aber auch nur annähernd. Und sollte nicht bei der Absteckung desselben, wie sie namentlich durch den die Irrwege Comte's breittretenden Engländer Buckle und dessen Nachtreter verlangt und befürwortet wurde, ein Grundirrthum mituntergelaufen sein? Dieser nämlich, daß die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft als ein lediglich physischer Proceß gefasst wurde. Sie ist aber zugleich und eben so sehr ein ethischer. Die Menschengeschichte hat es nicht allein mit bloßen Naturdingen zu thun, wie die Naturgeschichte, sondern auch mit Persönlichkeiten, mit Charakteren, mit denkenden und handelnden Wesen, welche sich keineswegs so mir nichts dir nichts unter die naturgeschichtliche Schablone bringen lassen wie Steine, Pflanzen und Thiere. Indem man das dennoch versuchte, ist man nur dazu gelangt, aus hypothetischen Voraussetzungen vorschnelle Schlußfolgerungen zu ziehen, welche unschwer ad absurdum zu führen sind, in besonders geist- und lichtvoller

Weise aber in ihrer ganzen Unzulänglichkeit hingestellt wurden durch den Belgier Laurent. In der That, nichts kann verkehrter sein, als die materialistische Doktrin der strikten Observanz auf die Geschichte der Menschheit anwenden zu wollen. Denn diese ist keine statistische Tabelle mit so viel oder so viel Rubriken, sie ist auch kein naturgeschichtliches Kompendium, sondern sie ist ein in rastloser Entwickelung begriffenes Drama, dessen Peripetieen und Katastrophen nicht so genau vorausberechnet werden können wie die Wege der Gestirne, weil die Motive dieses Drama's, die menschlichen Leidenschaften, gute und böse, unberechenbar sind und weil das von Zeit zu Zeit sich offenbarende menschliche Genie der ganzen Handlung oft plötzlich eine Wendung gibt, welche jeder Vorausberechnung spottet.

Wenn nun also vor überstiegenen Hoffnungen, welche man von gewisser Seite her auf die neuzeitliche Geschichtewissenschaft zu bauen geneigt ist, gewarnt werden muß, so soll doch nicht verschwiegen sein, daß die Historik heute wie eine

vielseitigere und schwierigere, so auch eine fruchtbarere und lohnendere Arbeit zu thun habe als vormals. Denn es handelt sich nicht mehr bloß darum, Staatsaktionen und Hofceremonien, Verhandlungen und Verträge, Schlachten und Friedensschlüsse, kurz, alle die äußerlichen Symptome des weltgeschichtlichen Processes zu beschreiben; sondern es gilt, zu den Ursachen hinabzusteigen, d. h. die gesammten intellektuellen und materiellen Elemente, Motive und Momente, welche bei diesem Processe thätig sind, im Einzelnen zu erforschen und in ihrem Zusammenwirken aufzuzeigen. Dem Kulturhistoriker ist es z. B. unendlich viel wichtiger, die Umwandelungen nachzuweisen, welche durch die Einführung der Kartoffel im Ackerbau und folglich in der ganzen socialen Entwickelung Europa's zuwegegebracht wurden, als etwa allen Fäden der Intriken nachzuspüren, mittels welcher Kaunitz die Madame Pompadour bewog, ein französisches Heer nach Roßbach zu schicken. Es ist ihm auch viel bedeutsamer, die geräuschlose, aber mächtige Umwälzung zu verfolgen, welche durch den Gebrauch

der Blitzschrift in die Politik eingeführt wurde, als etwa den Wortlaut dessen zu errathen oder nicht zu errathen, was i. J. 1813 Napoleon und Metternich bei ihrer Zusammenkunft in Dresden mitsammen unter vier Augen gesprochen haben. Für den Kulturhistoriker ist weder scheinbar Größtes überwältigend, noch scheinbar Kleinstes zu unbedeutend. Denn weil er stets hinter dem veränderlichen nnd rasch wechselnden Schein der Dinge das beharrliche und ewige Sein sucht, lernt er von den Ursachen auf die Wirkungen schließen und demnach die Erscheinungen nach ihrem wirklichen Werthe schätzen.

Es ist selbstverständlich, daß öffentliche Urkunden und Staatsschriften aller Art der Historik nicht allein dienstbar, sondern unentbehrlich sind. Nicht minder nöthig sind, um auch nur das Skelett der Geschichte herzustellen, die Nachweise der Statistik und Volkswirthschaftslehre. Aber wenn das Skelett mit der Muskulatur, dem Geäder und dem Fleische des Lebens umkleidet werden soll, so muß der Geschichtsschreiber viel weiter

ausgreifen und sein Material sehr bedeutend vermehren. Die geographischen und klimatischen Lebensbedingungen der Völker, die guten Triebe und schlimmen Neigungen der Menschen, die Anschauungen, Sitten, Gewohnheiten und Interessen der verschiedenen Stände und Berufsklassen, die landwirthschaftliche, gewerbliche und kommercielle Thätigkeit in ihren mannigfachen Regungen und Folgen, die Mittel und Einwirkungen der Erziehung, die Bildung der Rechtsbegriffe und ihre konkreten Gestaltungen, die Entstehung, die Vorschritte und die Einflüsse der Wissenschaften und Künste, die Ausprägung der Denkweisen und Stimmungen der Nationen und Zeiten in den Literaturen und die Rückwirkung dieser auf jene, -- zuletzt, aber nicht als das Letzte, die Entfaltungen und Wandelungen der religiösen Idee in Dogmen und Kulten: ja, dies alles, also die gesammte Kulturarbeit, hat der Historiker nicht etwa bloß nebenbei zu berücksichtigen, nein, das Zusammenspiel dieser Kräfte soll er als den eigentlichen Kern der Geschichte fassen und zur Anschauung bringen.

In je höherem Grade ihm dies gelingt, n
je größerer Deutlichkeit er sich selbst und ander
das ewige Werden, Wachsen, Wandeln, Welk
und Wiederblühen der Menschheit klarzumach
versteht, um so mehr ist er nicht, wie man il
genannt hat, ein „rückwärts gewandter", sonde
vielmehr ein vorwärts zeigender Prophet.

Der von mir gekennzeichnete oder wenigsten
angedeutete Geist der neuzeitlichen Geschichtekunk
bedingt und bestimmt folgerichtig auch die Gesta
des mündlichen und schriftlichen Vortrags derselbe
Wahrheitseifer und Gerechtigkeitssinn mache
natürlich mitsammen die Grundbedingung dies
Vortrages aus. Allein die Objektivität des Hist
rikers sei keine einseitige, so daß sich — wofi
ja der Beispiele genug sich beibringen ließen
hinter der Maske derselben die Züge der subje
tivsten Einbildung und Parteilichkeit versteckе
Die mit Recht geforderte Unparteilichkeit de
Geschichtelehrers oder Geschichteschreibers soll au
keine mühsam erkünstelte Theilnahmelosigkeit sei
Er erzähle nicht, bloß um zu erzählen; er belehr

rege an und überzeuge. Belebt sei sein Wort und Leben schaff' es, Hörer und Leser für die idealen Güter der Menschheit erwärmend. Eine seiner schönsten Pflichten ist, die Jugend gegen das Gemeine und Schlechte zu waffnen, für das Rechte und Schöne zu gewinnen und die Glut der Vaterlandsliebe in ihren Herzen anzufachen. Und auch ein Stück Künstler soll und muß der Historiker sein. Denn unsere Zeit, welche ja überhaupt ganz entschieden fordert, daß der Schatz des Wissens nicht mehr bloß den Gelehrten Zinsen trage, sondern vielmehr ein Betriebskapital für das Leben sei, — unsere Zeit, sag' ich, hat keine Zeit mehr, durch Geschichtewerke sich durchzulangweilen, welche aller Gestaltungskraft und Anschaulichkeit bar sind. Sie will ein reiches und kritisch gesichtetes Material; aber sie will nicht, daß ihr das Baugerüste den Anblick des Gebäudes selbst verdecke und verleide. Sie verlangt sichere Umrisse, festgezeichnete Figuren, lebenswarmes Kolorit, wirksame Gruppirung und bewegte Handlung. Diese Forderungen sind berechtigt und der

Historiker, welcher nicht bloß Bausteine brechen, sichten und behauen, sondern auch bauen, nicht bloß forschen, sondern auch wirken will, hat dieselben zu beherzigen und zu erfüllen. Denn alles erwogen, ist ja auch von ihm zu verlangen, was Shakspeare vom Dramatiker fordert, nämlich daß er „zeige der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und den Jahrhunderten der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt“.

Ein Franzos,

mit dem sich reden lässt.

(Oktober 1875.)



1.

Nach dem Vorgange von M. Ch. de Mazade, in dessen Buch „La guerre de France" der Historiker so ziemlich den Chauvinisten überwunden oder wenigstens anständig verkleidet hat, ist nun auch Albert Sorel mit einer die beiden deutsch-französischen Kriegsjahre behandelnden Arbeit hervorgetreten, welche in Deutschland gelesen zu werden verdient*). Denn nicht nur

*) Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande par Albert Sorel, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, E. Plon, 1875 2 vols.

innerhalb der Beschränkung, welche der Verfasser sich auferlegte — er wollte nur die Geschichte der politisch-diplomatischen, nicht der kriegerischen Operationen schreiben —, sondern überhaupt muß, meines Erachtens, Sorels Buch für das Beste angesehen werden, was bislang von französischer Seite über die Ereignisse des „großen“ Jahres, wie wir sagen dürfen, oder der „année terrible“, wie die Franzosen sagen müssen, geschrieben worden ist. Auch Mr. Sorel zwar hasst Deutschland so herzlich wie nur irgendeiner seiner Landsleute, auch er hat von der geschichtlichen Nothwendigkeit einer Lösung der deutschen und italischen Frage im Sinne nationaler Einheit höchstens etwa fernher läuten gehört, auch bei ihm funkelt zwischen jedem seiner Zeilenpaare der Zorn des Besiegtseins und die „Revanchehoffnung“ hervor, auch ihn lässt der gute Wille, die Wahrheit zu suchen und zu sagen, mitunter bedenklich im Stich; aber im ganzen und großen bemüht er sich doch erfolgreich, mit den Thatsachen redlich zu rechnen, die wirklichen Verhältnisse seinen Lesern klar zu

machen und die Franzosen zu überführen, daß es gerathen wäre, die Legende von der Revolution und vom Empire, die chauvinistischen Illusionen und Fanfaronnaden, die Gloireabsynthflasche, den Viktor-Hugo'schen Phrasendudelsack und anderes dergleichen gefährliche Spielzeug endlich beiseite zu stellen, ernstlich zu lernen und sogar vom Feinde zu lernen, was lernenswerth.

Mr. Sorel hat sich nicht mit dem Schein einer wissenschaftlich unbefangenen Erörterung seines Thema's, soweit eine maßvolle Ausdrucksweise diesen Schein hervorzubringen vermag, begnügt, sondern er ist auch dem Wesen einer wahrhaft historischen Untersuchung wenigstens sehr nahe gekommen. Dann und wann hat er dasselbe sogar erreicht und auch da, wo er schlechterdings nicht über sein Galliertum hinwegzukommen vermochte, unterscheidet sich seine Sprache immer noch auf das vortheilhafteste von jener, welche die französische Presse seit 1870 gegen alles Deutsche führen zu müssen glaubt. Herr Sorel, als der gebildete und wissende Mann,

der er ist, hat sich wohl gehütet, von „deutschen Barbaren“ und „teutonischen Horden“ zu reden. Auch wird in seinem ganzen Buche nicht eine einzige der berühmten „Pendules“ von Deutschen gestohlen. An den Kothhaufen von Lügenbombast, wie sie die Girardin, About, Granier, Gambetta und Konsorten bergehoch aufgethürmt haben, geht er mit schweigender Verachtung vorüber. Seine Darstellungsweise ist keineswegs von jener seelenlosen Kälte, welche deutsche Hofhistoriographen zu erkünsteln lieben, aber durchweg ist seine Sprache urban und sein Stil von jener durchsichtigen Klarheit, welche bezeugt, daß der Autor das kenne, wovon er spricht. Herr Sorel hat sich auch nicht etwa wie jener alberne Wicht von welschem Schweizer herausgenommen, über deutsche Dinge schreiben zu wollen, ohne Deutsch zu verstehen. Die Art und Weise, wie er aus deutschen Quellen schöpfte und deutsche Dokumente benützte, zeigt deutlich, daß er der deutschen Sprache auskömmlich mächtig war. Es macht sich freilich fast komisch, dieses Umstandes ausdrücklich und lobend

zu gedenken bei einem Historiker, welcher die politische Geschichte des deutsch-französischen Krieges zu schreiben unternahm. Allein Herr Sorel ist ja Franzose und die französischen Historiker haben es bis jetzt mit kaum findbaren Ausnahmen nicht der Mühe werth gehalten, eine andere als ihre heimische Sprache zu erlernen oder sich um nicht-französische Dokumente und Hilfemittel zu kümmern, daher denn ihre historischen Romane aus der Fabrik der Firma Thiers und Komp. Das Rechtsgefühl heischt freilich, daß man nicht verschweige, wie sehr diese Beschmeichelung der französischen Nationaleitelkeit mitbefördert und gesteigert werden mußte durch die überschwänglich günstige Aufnahme, welche derartige pseudohistorische Fabrikate lange Zeit hindurch auch in Deutschland, namentlich in Südwestdeutschland, fanden. Dieses beifällige Hin- und Aufnehmen der mittels dreister Unwissenheit und kecker Geschichtefälschung zurechtgemachten „Legende" der Revolution und des Empire muß zweifelsohne

als eine der vielen unseligen Nachwirkungen der Rheinbundszeit bezeichnet werden. . . . .

Mr. Sorel ist kein Anhänger der buckle'schen Theorie von Geschichte und Geschichtschreibung. Während nämlich der Engländer, wie jedermann weiß, aus zweifelhaften Prämissen die falsche Schlußfolgerung zog, die menschliche Persönlichkeit sei und bedeute im weltgeschichtlichen Processe so viel wie nichts, betont unser Franzose die Bedeutung des Menschen, des einzelnen, bestimmten Individuums in diesem und für diesen Proceß mit höchstem Nachdruck. Ja, so sehr bebetont er sie, daß ihm ein Mann, natürlich Bismarck, geradezu als die bewegende Kraft und lenkende Hand der gesammten neuesten Geschichte Europa's erscheint. Hieraus ergibt sich das scheinbare Paradoxon, daß das Buch Sorels zu einer zweibändigen Verherrlichung des Mannes wird, welchen der Verfasser mit allem patriotischen Feuer eines Franzosen haßt. Es ist wirklich so. Dessen zum Beweise will ich die nachstehende Stelle (Bd. II, S. 316--18) verdeutschen,

welche an und für sich schon die Verdeutschung werth ist und außerdem, wie mir scheint, sehr deutlich den Gesichtspunkt kennzeichnet, von welchen aus Herr Sorel seine Arbeit unternommen und durchgeführt hat. „Der Friedensschluß von Frankfurt,“ sagt er, „konnte in Wahrheit als der Höhepunkt von Bismarcks Laufbahn erscheinen. Bis zu diesem Tage hatten alle seine Berechnungen sich als richtig und sogar seine Unbesonnenheiten sich als ihm dienlich erwiesen. Er hatte sich eine Aufgabe gestellt und hatte dieselbe gelöst. Die Ereignisse wie die Menschen hatten seinem Willen sich gebeugt. Von Haus aus nur ein unbedeutender märkischer Junker, wollte er in seinem Vaterlande der Erste werden und sich einen geschichtlichen Namen machen in diesem unserem 19. Jahrhundert, im Verlaufe dessen so abenteuerlich große Geschehnisse die Aufmerksamkeit ermüdet und das Erstaunen abgestumpft zu haben schienen. Er war anfangs auf seinem Wege nur Hindernissen begegnet. Das Werk, welches er plante, war ja ein revolutionäres.

Er mußte es unternehmen hier mit Hilfe des konservativsten Fürsten Europa's und dort der Partei zum Trotz, welche in Deutschland die Ideen der Revolution vertrat. Um des Königs Vertrauen zu gewinnen, machte er sich zum Gegenstand des Hasses der Liberalen; hierauf wandte er den Einfluß, welchen er durch Bekämpfung der Revolution im Innern erlangt hatte, dazu an, seinen Souverän in eine nach außen revolutionäre Politik hineinzuziehen. Er bereitete den Krieg gegen Oesterreich und den Umsturz des Systems von 1816 vor. Ganz Deutschland war gegen ihn, er aber suchte Stützen außerhalb Deutschlands, brachte die Allianz mit Italien zuwege, versicherte sich der Neutralität Russlands und fesselte den fahrigen Willen Napoleons des Dritten. Das preußische Heer war tapfer, mannszüchtig und durch einen der größten Kriegsmänner der modernen Zeiten geleitet. So besiegte es Oesterreich und die mit demselben verbündeten deutschen Staaten. Es ist unrichtig, zu sagen, in Deutschland gehe Macht vor Recht. Macht und Recht

sind nur eins und dasselbe. Der Erfolg stärkte daher das Vertrauen, welches die Freunde Bismarcks auf ihn setzten, und zerstreute den Argwohn seiner Gegner. Er brauchte der liberalen Partei nicht die Hand entgegenzustrecken: diese Partei warf sich ihm zu Füßen. Jetzt stellte er sich entschlossen an die Spitze der deutschen Revolution uud also wurde diese officiell (se fit autoritaire). Herr von Bismarck beherrschte den Norden von Deutschland, der Süden aber widerstand ihm noch. Napoleon der Dritte, welchen er arg genasführt hatte, schien ihm ein unabwendbares Veto entgegenstellen zu müssen. Ein Krieg mit Frankreich wurde demnach zur Nothwendigkeit, ebenso sehr um die Einrede des Kaisers zu beseitigen als auch um die Vereinheitlichung Deutschlands zu vollenden. Diesen Krieg konnte aber Bismarck nicht erklären, denn die Deutschen wären ihm nicht in denselben gefolgt und Europa hätte ihn nicht zugelassen. Allein der preußische Minister wußte es zu machen, daß Frankreich angesichts Europa's sich in das Unrecht des Angreifers setzte und den argwöhnischen Patriotis-

mus der Deutschen gegen sich aufstachelte. Sedan war die Schlußfolgerung und die Bekräftigung von Sadowa. Preußen besiegte nicht nur Frankreich, sondern es vollendete auch seinen Sieg über Deutschland. Die deutschen Völkerschaften forderten von Preußen die Gründung der nationalen Einheit, die deutschen Fürsten boten dem Könige Wilhelm die Kaiserkrone an. So blieb nur noch übrig, dem besiegten Frankreich den Frieden zu diktiren. Der Reichskanzler wollte denselben hart, herb, unerbittlich. Frankreich sollte darum bitten und Europa sich nicht darein mischen. Frankreich rief Europa nicht an, sondern ergab sich auf Gnade und Ungnade. Europa, ob zwar unruhig und unzufrieden, schwieg und sah seitwärts. Also hatte der Reichskanzler alle seine Unternehmungen zum glücklichen Ziele geführt. Er hatte Oesterreich geschwächt und Frankreich besiegt, er hatte seinem Könige die Kaiserkrone gegeben und sein Land zu einer Macht ersten Ranges gemacht, er lenkte gleichermaßen den preußischen Hof und das deutsche Volk, er konnte, als er in Frankfurt

die Friedensurkunde unterzeichnete, mit Stolz sich sagen, daß er zur Stunde Europa beherrschte".

Das ist, denk' ich, ein so hohes Lob, als nur jemals aus dem Mund oder aus der Feder eines Feindes gekommen. Denn deutlicher, als hier geschieht, kann man fürwahr den Reichskanzler als den Schicksalsmann unserer Zeit nicht bezeichnen. Ob aber Bismarcks Klugheit von dieser Huldigung sehr erbaut worden sein möchte, ist freilich eine andere Frage. Argwöhnische Leute könnten sogar unschwer auf den Einfall kommen, Herr Sorel habe mittels seiner so zu sagen Verbismarckung der neuesten Weltgeschichte den mehr oder weniger bekannten höfischen Widersachern und Widersacherinnen des Reichskanzlers einen christlichen Lebensdienst erweisen wollen. . . .

Den auf die Spitze getriebenen historischen Individualismus unseres Autors zugelassen, hätte also Bismarck wie so vieles andere auch den Krieg von 1870 gemacht. Warum aber ließ Frankreich den Herrn von Bismarck machen? Diese Frage mußte sich Herr Sorel auf seinem Standpunkt

sofort stellen. Er hat sie sich auch wirklich gestellt und die Summe seiner Beantwortung derselben lautet so: Der Reichskanzler führte die Rathgeber Napoleons des Dritten am Nasenringe ihrer Unfähigkeit, Unwissenheit und Eitelkeit, wie und wohin er wollte. Ich wüßte nicht, warum man dieses Urtheil nicht unterschreiben sollte. Leider hat Herr Sorel unterlassen, genau zu untersuchen und nachzuweisen, wie das zweite Empire dazu kommen konnte, kommen mußte, die Geschicke Frankreichs Leuten von der Mache der Ollivier, Gramont, Le Boeuf und Komp. anzuvertrauen. Ich meine, es wäre nicht schwer, den Nachweis zu führen, daß das Regiment vom 2. December in eine solche Gehirnerweichung auslaufen mußte. Aber das ist denn doch viel, sehr viel von einem Franzosen, daß er ohne alle Umschweife die Inferiorität der Staatsmänner seines Landes zugibt. Man vernimmt doch einmal wieder die von der verrückten Maultrommelei eines Hugo und anderer Bombastiker so lange übertönt gewesene Sprache des französischen Bonsens, wenn Herr Sorel in seiner

Vorrede sagt: „Je ne fais point ici l'éloge du succès, je tâche simplement de distinguer le malheur de la maladresse. Quelque jugement que nous portions sur la conduite de l'Allemagne à notre égard, ce jugement ne nous dispense point d'examiner la conduite de nos gouvernements. Parceque les hommes d'état allemands nous ont fait beaucoup de mal, il ne s'ensuit pas que nous devions excuser les hommes d'état français lorsqu'ils se sont, par leurs propres fautes, fait jouer ou battre par nos ennemis. L'expérience serait un mot vide de sens et l'histoire ne mériterait pas de figurer parmi les sciences, si les peuples, se réduisant à un rôle purement passif, n'expliquaient leurs revers que par l'influence de causes étrangères, et s'abstenaient de chercher les raisons pour lesquelles ces causes étrangères ont agi sur eux. Qu'on y prenne garde: le système qui consiste à rejeter sur la politique prussienne toute la responsabilité des malheurs où la politique du second empire nous a entrainés, est au fond,

sous une fausse couleur de patriotisme, le plus désolant aveu d'abaissement que puisse faire une nation. . . . Les défaites diplomatiques et militaires de la France en 1870 et en 1871 ont leurs causes premières dans la constitution même de la société française". Sehr wahr! Wir fürchten nur, die ungeheure Mehrheit der Franzosen habe für diese Wahrheit keinen Sinn und kein Verständniß und werde daher fortfahren, die Missgeschicke ihres Landes annis 1870—71 dem Zufall, der Spionage und der Verrätherei auf Rechnung zu schreiben. Natürlich schwächt dies in den Augen verständiger und wissender Menschen das Verdienst unseres Autors, an die Stelle der süßen Lüge die saure Wahrheit gesetzt zu haben, nicht nur nicht, sondern erhöht es auch noch sehr beträchtlich. Wahrheit ist ja bekanntlich die „ungefragteste" aller Waaren, und wer Menschen und Völkern ein Wohlgefallen sein will, muß ihnen was vorlügen. Je dümmer und frecher, desto besser.

Im 1. Kapitel seines 1. Bandes handelt Herr Sorel von den „origines de la guerre“. Weit ausgreifend skizzirt er die Entwickelung der europäischen Politik seit der ersten französischen Revolution. Dieses Kapitel und im Anschluß daran die folgenden sechs, sie machen, wie mir scheint, die beste Partie des ganzen Werkes aus. Hier spricht durchweg der Kenner und, was nicht minder richtig, der rückhaltslose Bekenner geschichtlicher Wahrheit. Sehr scharf, aber keineswegs zu scharf, beurtheilt er die Republik von 1848, welche nur „des desseins contradictoires“ hatte und nichts zuwegebrachte als „des oeuvres stériles“. In der That, die Leute, welche die französische Schattenrepublik von 1848 missregirten, wären, falls dies nämlich möglich, noch unfähigere Gesellen gewesen als die deutschen Märzminister. Mit wenigen Strichen zeichnet Herr Sorel sodann die Stellung Napoleons des Dritten: „Il songeait à reprendre l'oeuvre du premier Napoléon sans les excès qui en avaient terni l'éclat, sans les violences qui en avaient ruiné les fondements“. (Richtig!

aber mit der Einschränkung der Nichtgewaltthätigkeit auf die äußere Politik.) „Il était ambitieux de prestige; ses origines le condamnaient au succès; il était forcé d'éblouir la France et de gouverner par coups de théâtre.“ Wohl; aber es wäre zu wünschen, daß Herr Sorel berücksichtigt hätte, was diese „Theaterstreiche“ bis zum Jahre 1870 Europa gekostet haben. Er würde dann im Verlaufe seiner Darstellung es weit weniger unbegreiflich gefunden haben, daß Europa, als die Deutschen auf den im Juli von 1870 inscenirten neuesten napoleonischen Theaterstreich ihrerseits die Streiche von Wörth, Spicheren, Gravelotte und Sedan zur Antwort gegeben hatten, keineswegs sich beeilte, Frankreich zur Hilfe zu kommen. Nämlich mit Thaten, denn an hilfreichen Worten hat es ja von seiten der europäischen Kabinette nicht gefehlt und das englische hat sogar, soweit es ihm seine Feigheit erlaubte, die Franzosen unter der Hand thatsächlich unterstützt. Die „großherzigen Briten“ werden überhaupt, soweit es nämlich das „Geschäft“ gestattet, jederzeit jeden Feind

Deutschlands unterstützen und nicht oft genug kann man unser Land vor der englischen Falschheit und Heuchelei warnen. Mit der ehrlichen Feindin La France kann Germania mit Zeit und Weile zu einem aufrichtigen Frieden kommen, vor der falschen Freundin Britannia muß sie immer und unaufhörlich auf der Hut sein.

Die Genesis des großen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich wird von Sorel vortrefflich aufgezeigt. Er markirt die verschiedenen Stadien der Verwickelung richtig und scharf. Nur verleitet ihn seine bereits angedeutete Grundanschauung zu der Einseitigkeit, auch da eine bloße Kabinettspolitik zu sehen, wo die leitenden Staatsmänner eben nicht mehr als die unbewußten oder bewußten Werkzeuge einer großen europäischen Evolution waren. Daß Bismarck seiner Mission und Rolle vollständig bewußt war, das hat ihn über die anderen triumphiren lassen. Die Art und Weise, wie er seinen Triumph vorbereitete, herbeiführte und sicherte, gewährt einen, wenn ich so sagen darf, hohen ästhetischen Genuß

Man sieht einen genialen Staatskünstler sein Werk schaffen, nicht allein trotz seiner Nebenbuhler und Gegner, sondern auch mit freiwilliger oder unfreiwilliger Hilfe und Handreichung derselben. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß Konception und Ausführung dieses politischen Kunstwerkes nirgends so klargestellt sind wie bei Sorel. Man lese die ersten sieben Kapitel seines Buches. Unser Autor hat sich auch wohl vor der Albernheit gehütet, die Nebenbuhler und Gegner des deutschen Staatsmannes noch kleiner zu machen, als sie ohnehin waren. Er zeigt, daß namentlich Benedetti zeitig erkannt hatte, auf was Bismarck abzielte. Schon am 5. Januar von 1868 schrieb der französische Gesandte in Berlin an sein Kabinett: „L'union allemande s'accomplira prochainement“ — und fügte hinzu: „Devons-nous l'accepter? Dans ce cas, ne cachons pas que nous lui ferons un accueil bienveillant; rassurons la Prusse: elle s'éloignera de la Russie. Dans le contraire, préparons-nous à la guerre sans relâche et

rendons-nous bien compte d'avance de quel concours peut nous être l'Autriche".

Das zweite Empire wollte sich die Einheit Deutschlands nicht gefallen lassen und entschied sich für den Krieg, aber allerdings ohne zuvor genau berechnet zu haben, welchen Beistand ihm Oesterreich leisten könnte und würde.

2.

Wir Deutsche sind fest überzeugt, daß zwischen der thatsächlich am 15. Juli von 1870 erfolgten französischen Kriegserklärung an Deutschland und der am 18. Juli erfolgten römischen Kriegserklärung an das 19. Jahrhundert der engste Kausalnexus existirte. Mit andern Worten: Frankreich sollte der „weltliche Arm" sein, womit der Romanismus den ketzerischen Germanismus niederschlagen wollte.

Daß dies der wahre Sinn des Krieges war daß die dynastischen Bedürfnisse des Bonapartismus, sowie die territorialen Eroberungsgelüste des französischen Nationalchauvinismus erst in zweiter Linie standen, ist durch den Gang der Ereignisse seit dem frankfurter Friedensschlusse für sehende Augen klar erwiesen worden. Bei Sedan wurde nicht nur der Bonapartismus, sondern auch der Jesuitismus geschlagen; doch nur jener hat kapitulirt, nicht dieser.

Herr Sorel hat die Thatsache des erwähnten Kausalzusammenhanges nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt oder dieselbe wenigstens nicht also anerkannt. Aber wenigstens gestreift hat er sie doch. Er zeigt (I, 74 ff.), wie der Krieg dadurch mit herbeigeführt wurde, daß die kaiserlichen Minister sich selber belogen und einander gegenseitig betrogen. Der Duc de Gramont, die Redensarten des Herrn von Beust für zuverlässige Abmachungen nehmend, schwindelte seinem Kollegen Le Boeuf Allianzen vor und der Herr Marschall seinerseits schwindelte dem Herzog Kriegsbereitschaft vor

(„le maréchal assurait qu'il aurait des armées comme le duc assurait qu'il aurait des alliances"). Hierzu kam die falsche Rechnung hinsichtlich des deutschen Partikularismus und Ultramontanismus. Es untersteht wohl keinem Zweifel, daß welfische Söldlinge und bairische „Patrioten" die Hoffnungen welche die kaiserlichen Minister auf die deutschen „Südstaaten" setzten, kräftig genährt hatten. Die bekannte Vaterlandsliebe des deutschen Episkopats mag sich wohl auch mit der Erwartung getragen haben, die deutschen Katholiken würden in den Franzosen auf deutschem Boden nur glaubensbrüderliche „Befreier" vom „ketzerischen Joche" Preußens sehen. Item mußte man sich ja in den Tuilerien noch entsinnen, wie eifrig und unterwürfig gewisse süddeutsche Minister i. J. 1866 den „Schutz" Frankreichs erfleht und wie zur gleichen Zeit gewisse süddeutsche „Demokraten" deutlich zu verstehen gegeben hatten, sie würden — ganz in Uebereinstimmung mit jenem offenherzigen wirtembergischen Minister — etwa unter der Form eines wieder zu schaffenden Rhein-

bundes „lieber französisch als preußisch werden". Kein Wunder, daß so gründlich unwissende Leute von der Sorte der Le Boeuf und Gramont durch derartige Anzeichen sich zu dem Glauben verführen ließen, sie würden es nur mit einem getheilten, nicht aber mit einem geeinigten Deutschland zu thun haben.

Was Napoleon den Dritten selber betrifft, so zählte der im Juli von 1870 eigentlich gar nicht mehr mit. Er war ein gebrochener Mann. Man weiß, wie sehr die schreckliche Krankheit, an welcher er litt, nicht allein die physischen Kräfte verzehrt, sondern auch im entsprechenden Maße den Geist schwächt und den Willen beugt. Der Kaiser, das steht heute urkundlich fest, war, an Wissen und Bildung seine ganze Umgebung weit überragend, nie ein grundsätzlicher Gegner der deutschen Einheit gewesen. Die Verhandlungen sodann, welche im und nach dem Jahre 1866 zwischen Bismark und Benedetti geführt wurden, haben unwidersprechlich dargethan, daß Napoleon ein unter preußischer Herrschaft geeintes Deutschland

sofort anerkannt haben würde, vorausgesetzt, daß es ihm mit Einwilligung und beziehungsweise Unterstützung Preußens gestattet worden wäre, Frankreich „entsprechend“ zu vergrößern, d. h. Belgien, Luxemburg oder auch die welsche Schweiz zu annektiren. Der Kaiser war in der That von der geschichtlichen Nothwendigkeit der Vereinheitlichung Deutschlands überzeugt, und wäre er im Sommer von 1870 noch er selbst gewesen, so würde er zweifelsohne die diplomatischen und militärischen Blendwerke der Gramont und Le Boeuf leicht in ihr Nichts aufgelöst haben. Aber er war nur noch ein schwankendes Rohr, was Herr Sorel seinerseits sehr schonend so wendet, daß er sagt, Napoleon habe sich darin gefallen, den „konstitutionellen“ Monarchen zu spielen („dans l'état de faiblesse physique et moral auquel il était réduit, il lui convint de prendre à la lettre son rôle nouveau de souverain constitutionnel“).

An dieser Stelle sucht unser Autor den jesuitisch-romanischen Charakter der französischen Kriegs-

lust zwar nicht ganz abzuleugnen, aber doch nach Kräften abzuschwächen, indem er die anderweitigen Motive der inneren und äußeren Lage des zweiten Empire aufzählt, welche den Kaiser bestimmen konnten, der Kriegspartei zu Willen zu sein. Indessen sieht sich Herr Sorel doch sofort genöthigt, die mehrerwähnte große Thatsache der römisch-französischen Kriegskombination wenigstens obenhin zu berühren, zu streifen, wie ich oben sagte. Er sieht sich nämlich genöthigt, von der Stellung zu reden, welche die Kaiserin Eugenie zu der Kriegsfrage genommen hatte, und da guckt denn, mag unser Autor wollen oder nicht, der loyolaitische Pferdefuß sofort unter dem spanischen Unterrock hervor. „Die Kaiserin, nach Art der meisten Frauen ihrer Rasse zugleich frivol, heroisch und leidenschaftlich, verblendet durch ihre Phantasie und durch die Schmeicheleien der Hofschranzen, zitterte für die Zukunft ihres Sohnes und fasste den Gedanken, die Ansprüche desselben auf den Thron der Napoleone mittels eines siegreichen Kriegs zu kräftigen. Ueberdies scheint

sie noch seltsameren Unterstellungen nachgegeben zu haben. Es gab bei Hofe eine Gruppe, deren Mitglieder zugleich ultramontan und cäsarisch gesinnt waren. Sie predigten eine quasireligiöse Politik, eine Allianz der lateinisch-katholischen Rassen gegen die germanisch-protestantischen. So unpraktische Anschauungen vermochten ernstere Geister nicht zu gewinnen, aber ein solcher Plan hatte etwas sehr Verführerisches für eine durch große Träume exaltirte Frau. Die Kaiserin soll gesagt haben: Das ist mein Krieg!" — („C'est ma guerre! Ma jolie petite guerre!" hat sie gesagt und dieses Wort kennzeichnet allerliebst die gränzenlose Unwissenheit und den frevelhaften Leichtsinn der spanischen Donna.) — „Thatsache ist", fährt Herr Sorel fort, „daß die Kaiserin mit ebenso viel Leichtfertigkeit als Ueberzeugung zum Kriege drängte. Zu erbosen braucht man sich darüber nicht; den es war ja natürlich, daß sie sich täuschte. Das Unglück war nur, daß sie bei dem Kaiser sehr viel galt und auch auf die neuen Minister sehr verführerisch wirkte. Sie

lust zwar nicht ganz abzuleugnen, aber doch r
Kräften abzuschwächen, indem er die anderweiti
Motive der inneren und äußeren Lage des zwe
Empire aufzählt, welche den Kaiser bestim
konnten, der Kriegspartei zu Willen zu
Indessen sieht sich Herr Sorel doch so
genöthigt, die mehrerwähnte große Thatsache
römisch-französischen Kriegskombination wenigs
obenhin zu berühren, zu streifen, wie ich e
sagte. Er sieht sich nämlich genöthigt, von
Stellung zu reden, welche die Kaiserin Eug
zu der Kriegsfrage genommen hatte, und
guckt denn, mag unser Autor wollen oder n
der loyolaitische Pferdefuß sofort unter
spanischen Unterrock hervor. „Die Kaiserin, n
Art der meisten Frauen ihrer Rasse zugleich fri
heroisch und leidenschaftlich, verblendet durch
Phantasie und durch die Schmeicheleien der H
schranzen, zitterte für die Zukunft ihres Soh
und fasste den Gedanken, die Ansprüche dessel
auf den Thron der Napoleone mittels ei
siegreichen Kriegs zu kräftigen. Ueberdies sch

och seltsameren Unterstellungen nachgegeben
aben. Es gab bei Hofe eine Gruppe, deren
lieder zugleich ultramontan und cäsarisch ge-
waren. Sie predigten eine quasireligiöse
:ik, eine Allianz der lateinisch-katholischen
:n gegen die germanisch-protestantischen. So
aktische Anschauungen vermochten ernstere
er nicht zu gewinnen, aber ein solcher Plan
etwas sehr Verführerisches für eine durch
: Träume exaltirte Frau. Die Kaiserin soll
t haben: Das ist mein Krieg!" — („C'est
guerre! Ma jolie petite guerre!" hat sie
t und dieses Wort kennzeichnet allerliebst die
zenlose Unwissenheit und den frevelhaften
tsinn der spanischen Donna.) — „Thatsache
fährt Herr Sorel fort, „daß die Kaiserin
ebenso viel Leichtfertigkeit als Ueberzeugung
Kriege drängte. Zu erbosen braucht man
darüber nicht; den es war ja natürlich, daß
ch täuschte. Das Unglück war nur, daß sie
em Kaiser sehr viel galt und auch auf die
ı Minister sehr verführerisch wirkte. Sie

besaß großen Einfluß und dieser Einfluß war vom Uebel".

Ja wohl! Was aber unser Autor nicht meldet, ist folgendes. In dem Ministerrath, welcher am Nachmittag des 5. Juli zu St. Cloud unter dem Vorsitze des Kaisers statthatte, herrschte die friedliche Anschauung und Stimmung noch entschieden vor. Am allerentschiedensten war Napoleon selber für den Frieden. Gleichzeitig mit dieser Sitzung fand aber noch eine statt, die der Kaiserin mit dem sogenannten Baron Jérôme David, einem Bankert des „Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme." Dieser Herr Baron war das Haupt der vorhin signalisirten ultramontan-cäsarischen Gruppe bei Hofe. Am Abend bestürmte die Kaiserin in einer bis nach Mitternacht währenden Unterredung den Kaiser, ihr doch „ihren kleinen hübschen Krieg" zu gewähren. Er wurde gewährt von dem willenlosen siechen Manne. Denn als sich am folgenden Morgen, am 6. Juli um 10 Uhr, der Ministerrath wieder versammelte, machte sich die Wendung des Kaisers zur kriegslustigen Seite hin sofort

bemerkbar. Er selber war es, der in den von den Ministern Gramont und Ollivier verfassten Entwurf einer dem gesetzgebenden Körper vorzulegenden Erklärung verschiedene scharfe, auf Krieg deutende und mit Krieg drohende Sätze hineinredigiren ließ. Den Inhalt dieser Erklärung kennt jedermann. Um 4 Uhr Nachmittags legte sie der Herzog von Gramont dem gesetzgebenden Körper vor. Es war im Grunde schon die Kriegserklärung. Darum wurde sie auch von der gesammten jesuitisch-imperialistischen Bande, d. h. von der Mehrheit der Versammlung, mit lautem Beifall begrüßt. Die Proteste der Opposition verhallten ungehört und der brutalste Preßbengel des zweiten Empire, der sogenannte Granier de Cassagnac, zog das Facit des gesammten von seiten der „Bande“ aufgestellten Kriegsrechenexempels, indem er zum Schlusse der Sitzung brüllte: „Prenons le Rhin!“

Also in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli war die Entscheidung eigentlich schon herbeigeführt worden, durch ein Weib herbeigeführt

worden. Wie so oft, erschien auch bei dieser Gelegenheit wieder der „Unterrock" hochbedeutsam in der Weltgeschichte und die Herren Geschichte-philosophaster à la Comte und Buckle mögen zusehen, wie sie mit ihren angeblich ewigen Gesetzen die Launen und Machenschaften so eines Unterrockes in Einklang zu bringen vermögen. Wir andern sind und bleiben der Meinung, daß nicht irgendwie ein Abstraktum von „Gesetz", sondern vielmehr das Konkretum Mensch die sogenannte Weltgeschichte mache. Ganz in der Ordnung demnach, daß es darin so menschelt.

Es wäre ungerecht in hohem Grade, auch nur fernher anzudeuten, Herr Sorel habe, was das Eingreifen der Madame Eugenie angeht, seine Darstellung „diplomatisch" halten wollen — diplomatisch in dem bekannten bedenklichen Neben- oder meinetwegen Hauptsinn des Wortes. Unser Autor hält sich, eben als diplomatischer, d. h. im wissenschaftlich gutem Sinne diplomatischer Historiker an die vorliegenden Dokumente, und darum mochte es ihm räthlich scheinen, der Rolle,

Versen, betitelt „Ebenbürtig“. Adolf Friedrich von Schack hat, wie Sie ja wissen, liebe Freundin, vollwichtigen Anspruch darauf, unter den besten Autornamen der Gegenwart mitgenannt zu werden. Abgesehen von allem anderen, schon darum, weil er die vom banausischen Specialitätenkram mehr und mehr überwucherte deutsche Universalität höchst ehrenhaft vertritt. Klassische Zeugnisse hierfür sind ja sein „Firdusi“ und seine „Geschichte der dramatischen Literatur Spaniens“, welche Leistungen zu den besten literarischen der letzten vierzig Jahre zu stellen ich keinen Augenblick zögere. Eben so reich und weltweit wie Schacks Wissen ist sein Schauen und Fühlen als Dichter. In der Lyrik, Epik und Dramatik hat er sich mit Glück versucht. Schildereien von einer Farbenglut, wie seine „Nächte des Orients“ sie enthalten, hat unsere erzählende Poesie nicht eben übermäßig viele aufzuweisen. Als Lyriker huldigt Schack dem „altfränkischen“ Grundsatz, daß Gedanken das Lied keineswegs beschweren, sondern zieren, und darum ist in der vielgestaltigen

Aus den innersten Gemächern der Tuilerien ist eine hierher, weil auf die Stellung mehrbesagter Donna zu ihrem Herrn Gemahl in der Kriegsfrage bezügliche „Historiette“ unter die Vertrauten des Hofes ausgegangen, welche Historiette, obzwar sie natürlich auch nicht protokollirt und beurkundet worden ist, als sehr kennzeichnend mitgetheilt zu werden verdient. Am 13. Juli befanden sich zu St. Cloud die Donna Eugenia, der Minister Gramont und der italische Gesandte Nigra beim Kaiser, als das Telegramm eintraf, welches den Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern von seiner spanischen Thronkandidatur und die Billigung dieses Rücktrittes von seiten des Königs von Preußen meldete. Nachdem Napoleon der Dritte die Depesche gelesen, ließ er seinen Blick lange nachdenklich darauf ruhen und sagte dann ruhig: „Ich werde der Welt noch einmal eine große Probe meiner Mäßigung geben“. Worauf die Kaiserin, dem Gemahl das Papier aus der Hand reißend und dasselbe zerknitternd, zornig aufschrie: „Ja, eine Probe deiner Ver-

fuhung (de ton envachissement")! welchen Kraft-ausdruck die edle Donna wohl vor Zeiten in dem von ihrer Frau Mutter gehaltenen „vornehmen" Spielhaus aufgelesen hatte.

Inbetreff der verhängnißvollen Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli bringt Herr Sorel nichts neues bei, aber er stellt den schmachvollen Betrug, mittels dessen die Minister Gramont und Ollivier die Mehrheit der Kammer fortrissen, in's klarste Licht (I, 180—93). Hier läßt seine Sprache an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Denn er spricht ohne alle Umschweife von jenem bekannten „document apocryphe", welches „fut présenté au pays comme une des causes de la guerre", und er fügt hinzu: C'est un des signes les plus affligeants de la légèreté avec laquelle on conduisait alors les affaires de la France".

Von seiner Unbefangenheit und von seinem Streben nach Wahrheit liefert sodann unser Autor einen neuen Beweis, indem er das Widerstreben der französischen Republikaner gegen den Krieg

beleuchtet. Bekanntlich gab es unter den deutsc
Demokraten gute Menschen und schlechte M
kanten genug, welche ihre eigene menschenbrü
liche Duselei auch bei den „irréconciliabl
drüben als selbstverständlich voraussetzten. '
Republikaner in Paris sprachen und stimm
gegen den Krieg mit Deutschland, warum ih
also nicht die warmen Bruderhände über den Rh
hinüber entgegenstrecken? Die deutschen Schw
köpfe! Ich hatte mir früher schon aus dem „Jo
nal du siége de Paris" der Frau Qu
(p. 112) eine sehr lehrreiche Stelle notirt, we
über die „brüderliche" Gesinnung der franz
schen Demokraten gegen Deutschland und i
Stellung zur Kriegsfrage authentischen Aufsch
gibt. Auch Herr Sorel wurde von der Wich
keit dieser Stelle betroffen und er hat daher
selbe in einer Note (I, 193) abgedruckt. W
irgendeiner der französischen Republikaner
im Sommer von 1870 den innersten Gedan
seiner Partei kannte, so war es Edgar Qui
Nun wohl, warum war er, der unterrichtet

ehrlichste und selbstloseste Demokrat seines Landes, gegen den Krieg? Etwa weil er die Deutschen oder wenigstens die deutschen Demokraten für „Brüder" ansah? Nein, wohl aber deßhalb, weil er befürchtete, der Krieg würde das Kaiserreich befestigen und mit einem Frieden ohne Eroberungen schließen, ohne wirkliche, nennenswerthe Eroberungen, d. h. ohne die Eroberung des linken Rheinufers. Hier der Beweis. Am 18. Juli 1870 schrieb Edgar Quinet in sein Taschenbuch: „Voici mes pensées sur cette guerre. Je suppose un succès, vous verrez aussitôt le second empire bacler une paix de Villafranca, pour le prix des Français morts sur le champ de bataille, vous verrez la conquête d'un peu de fumée. On répétera que le second impire ne vit que de gloire. Pas une seule garantie contre l'Allemagne. Il ne peut être question *de la prise et de la conquête de la rive gauche du Rhin, pas une conquête véritable:* mais de l'apparence, de la jactance, de la servitude". Es

würde spasshaft sein, wenn es nicht gar so trau
rig wäre, mit diesem Herzenserguß eines fran
zösischen Republikaners die Auslassung ein
deutschen zusammenzuhalten, die des Herrn Lu
wig Simon aus Trier, welcher am 6. Septem
ber 1870 seine Landsleute allen Ernstes au
forderte, den Brüdern Franzosen ja nichts z
Leide zu thun und sich insbesondere der Wiede
erwerbung von Elsaß und Lothringen für Deutsc
land mit allen Kräften zu widersetzen. Der harm
lose deutsche Träumerich ließ sich demnach entfer
nicht träumen, daß der französische Republikan
nicht weniger Chauvinist ist als der französisc
Royalist und Imperialist und ganz ebenso st
und fest wie diese glaubt, Frankreich besitze d
Monopol der Eroberung. . . . .

Weiterhin setzt unser Autor das Entstehe
Nichtsthun und Vergehen der „Liga der Ne
tralen" anschaulich auseinander. Russland, i
Begriffe, den ihm durch Frankreich und Engla
aufgezwungenen pariser Friedenstraktat von 18
zu zerreißen, wollte natürlich nichts gegen Preuß

poetischen Stilübungen geboten werden, sondern die Herzenslaute und Brusttöne eines Dichters, welcher einer der besten Männer unserer Zeit gewesen ist. Ja, in dieser Zeit, wo die schamloseste Apostasie und das frechste Renegatenthum für „realpolitische" Tugenden ausgeschrieen werden, hat der Graf Auersperg unwankbar treu an der Fahne gehalten, welche so viele Plebejer verrathen und verkauft haben. Und wie war er deutsch in jeder Faser und Fieber! Alles gute und beste, was Deutsch-Oestreich fühlt und sinnt, die ganze Gegenwarttrauer und alle Zukunfthoffnung der Deutschen in Oestreich hat in Grüns poetischem Testamente Gestalt und Stimme gefunden.

Wenn in den Dichtungen dieses Oestreichers stets die großen Fragen der Zeit den Hintergrund bilden, so läßt sich dagegen in den „Melodieen" des Rheinschwaben Ludwig Eichrodt die alte und immerjunge deutsche Liederlust so zu sagen ganz voraussetzungslos gehen. Das schmucke Buch enthält die Ernte einer Liedersaat von 25 Jahren, eine ährenschwere Liedergarbe, in welche man nur

scheinlich, daß Regnier nur ein Werkzeug war, dessen sich Bismarck bediente, so hat er weder für dieses, noch geschweige für jenes den Beweis erbracht. Mir scheint, der sonderbare Kauz war nichts anderes als einer jener in unserer Zeit bekanntlich zahllosen Narren, welche am Größenwahn, an der Großmannssucht laboriren. Er wollte sich wichtig machen und Bismarck glaubte in der Lage, in welcher sich die Dinge befanden, auch von diesem Irrwisch Notiz nehmen, beziehungsweise Gebrauch machen zu müssen. Völlig aufzuhellen wird dieser „Zwischenfall" wohl niemals sein und Herr Sorel könnte, bei seiner Ansicht beharrend, sagen, daß die Verhandlungen mit derartigen Agenten oder Werkzeugen ebenfalls nicht protokollirt zu werden pflegen.

Mit nicht weniger, sondern vielleicht mit noch etwas mehr Strenge, als womit er die Politik der kaiserlichen Minister beurtheilt hatte, richtet unser Autor die Politik der Regierung vom 4. September und der unbefangene Urtheiler wird ihm fast durchweg beistimmen müssen. Insbesondere

kommt Herr Sorel immer wieder auf den beklagenswerthen Mangel an diplomatischem Talent zurück, welcher bei den Regenten, die sich am genannten Tage ihrem Lande aufgeschwatzt hatten, vom Anfang bis zum Ende bemerklich gewesen sei. Nur den Herrn von Chaudordy lässt er als Diplomaten gelten, spendet dessen Bemühungen, die neutralen Mächte zum Einschreiten zu bewegen, reichliches Lob und sucht zu zeigen, daß, was dieser Diplomat gut gemacht, die übrigen Herren von der „Défense nationale" immer wieder verdorben hätten. Auf den Citoyen Gambetta ist er nicht gut zu sprechen; aber noch weit schlechter als bei Sorel kommt dieser „jeune tribun d'audience s'improvisant dictateur d'une nation" in dem Buche des orleanistischen Herrn von Mazade weg („Guerre de France II. 443"), allwo Gambetta und seine Kollegen gekennzeichnet werden als „ce gouvernement de l'infatuation agitatrice et stérile". Herr Sorel verwirft selbstverständlich das nach dem Tage von Sedan deutscherseits immer stärker betonte Recht Deutschlands, mittels Zurücknahme

seiner ihm früher gestohlenen und geraubten Gränz
provinzen Elsaß und Lothringen vor den ewige
Angriffen von seiten der Franzosen besser sich z
decken und zu sichern. Nach französischem Hoch
muthsdogma hat ja bekanntlich nur Frankreich da
Recht der Eroberung. Wenn aber Herr Sor
meint, die Zurückforderung von Elsaß und Deutsch
Lothringen von seiten des Nationalgefühls s
schon darum unstatthaft gewesen, weil es zu
Zeit, wo diese Landschaften dem Deutschen Reich
von den Franzosen geraubt worden, ein deutsche
Nationalgefühl noch gar nicht gegeben habe, s
irrt er sich gröblich. Ich will nicht bis in'
Mittelalter hinaufsteigen, um daran zu erinnern
wie groß und stolz das deutsche Nationalgefüh
z. B. beim Walther von der Vogelweide erschein
— ich möchte Herrn Sorel nur bitten, eine
Blick in die deutsche Literatur des 16. Jahrhun
derts, namentlich in die Schriften Ulrichs vo
Hutten zu werfen; denn ich bin überzeugt, da
er dort den vollen Beweis seines Irrthums finde
wird. Im übrigen ist unser Autor doch wiede

kaltblütig und scharfsichtig genug, das hochmüthige, jede Verständigung von vornherein abschneidende Auftreten der „Défense nationale“ zu verwerfen. Er bezeichnet das bekannte Rundschreiben Jules Favre's vom 6. September mit dem lapidarischen, aber unter den obwaltenden Umständen mehr komischen als erhabenen „Ni un pouce de notre territoire ni une pierre de nos forteresses“ — klärlich genug als eine zweckwidrige Fanfaronnade, kurzweg als eine Dummheit, welche traurig genug dadurch illustrirt wurde, daß der alte Thiers sich zwölf Tage später auf die bekannte Bettelfahrt machte, um für das stolz bramarbasirende Frankreich die Hilfe Englands, Russlands, Oesterreichs und Italiens zu erbitten. Diese Fahrt, welche im übrigen dem Patriotismus ihres greisen Unternehmers zur höchsten Ehre gereicht, brachte bekanntlich nichts zuwege als den Schmerzensschrei des Herrn von Beust: „Je ne vois plus d'Europe!“ Nämlich er sah, daß sein Traumbild, mittels des deutsch-französischen Krieges so oder so, kostete es, was es wollte, zur Rache für Sadowa zu gelangen

und nebenbei auch den Proceß Beust cont
Bismarck glänzend zu gewinnen, Europa gar ni
interessirte, daß Europa nichts von ihm, He
von Beust, sehen wollte, und so bildete er s
ein, seinerseits nichts mehr von Europa zu seh

An demselben Tage (18. September),
welchem Thiers zunächst nach London abgi
verließ Favre Paris, um in Haute-Maison u
Ferrières mit dem preußischen Minister zu unt
handeln. Wesen und Charakter der Unterha
lung und der Unterhändler kennzeichnet H
Sorel wahr und bündig in diesen zwei Sätz
— „Il lui (Bismarck) suffisait de se mont
tel qu'il était et de dévoiler sa pensée pc
faire voir à Mr. Favre quel abîme il y av
entre ses illusions et la réalité des chos
Jamais mieux qu'en ce dialogue on ne p
mesurer la distance qui sépare le politique
l'orateur". Die Verhandlungen waren bekanntl
ganz fruchtlos und jetzt hob der Krieg „à outranc
an, wie Citoyen Gambetta ihn predigte und
führt wissen wollte. Ueber den Wahnsinn, mitt

: Seiten ist in der That mehr Poesie zu
den als in vielen vielbändigen und vielgeprie
riesenen Romanen. Die Eigenart der Ver-
rin geht ganz gegen den Strich des Herkomm-
ens, insofern sie gar nicht daran denkt, der
ventionellen Anschauungs- und Denkweise sich
zubequemen. Sie wandert abseits der novelli
chen Heerstraße, bricht sich Bahn mit der
ft eines Mannes, bewegt sich aber dabei mit
Anmuth des Weibes. Scharfumrissen, greif-
anschaulich, in der Vollbeleuchtung der Lebens-
hrheit leben und handeln ihre Figuren vor
ern Augen. Wenn sie sprechen, glauben wir
: Stimmen zu hören. Es sind nur kleine
rktagsgeschichten, welche die Verfasserin skizzirt;
r diese anspruchslosen Skizzen eröffnen uns
en Ausblick auf die Höhen und einen Einblick
die Tiefen des Daseins. Auch liegt darauf
Abglanz vom Sonntagssonnensein der Poesie,
cher wohl empfunden, aber nicht beschrieben
den kann ... Doch genug und übergenug für
te. Selbst Ihre Geduld, liebe Freundin,

der Trikolore zu marschiren. Abkömmlinge d
Charette und Cathelineau sah man der Delegati
von Tours Streiter aus der Bretagne und d
Vendée zuführen. Dieser Einmuth hatte etw
großes und wird der Trost Frankreichs in die
blutigen Prüfung sein. Ungeachtet der Mitt
mäßigkeit der Führer, ungeachtet der lächerlich
Geckenhaftigkeit vieler Agenten, ungeachtet d
demagogischen Schändlichkeiten, welche da und d
das Werk der Vertheidigung besudelten, bot d
französische Nation in ihrer Ganzheit das ei
Schauspiel patriotischer Entsagung dar und
hatte Grund, darauf stolz zu sein."

Das unterschreib' ich von Herzen. Leute, wel
das Gefühl des Vaterlandes verloren hatten, g
es damals in Frankreich nicht oder wenigste
wagten sie sich nicht hervor. Bei uns in Deuts
land gab es leider solche. Nicht viele zwar, al
doch welche. Man mußte ja ein Dutzend v
Querköpfen in Festungen sperren, um sie
verhindern, mittels franzosenfreundlicher Demo
strationchen ihr Land und sich selbst zu blamir

Bis zuletzt freilich hat der großartige Einmuth der Franzosen auch nicht vorgehalten. Mit dem gänzlichen Schwinden der Hoffnung auf Sieg klafften die abgrundtiefen Risse zwischen den Parteien wieder auf und die pariser Kommune gab dann der Welt die furchtbare Lehre, bis zu welcher Abenteuerlichkeit des Frevels und der Zerstörungswuth das materialistische Modekredo unserer Tage eine Bande von Narren und Bösewichtern treiben kann.

Daß dem Franzosen Sorel die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches sehr im Wege ist, begreift sich. Daß er als den Tag der feierlichen Verkündigung der Kaiserschaft König Wilhelms den 8. statt des 18. Januars von 1871 angibt (II. 144), mag ein Druckfehler sein. Wenn er von dieser Feierlichkeit sagt: „Elle eut lieu au château de Versailles, dans la galerie des glaces, avec un cérémonial à la fois militaire et féodal qui rappelait l'époque sinistre de la guerre de Trente ans“ — so scheint uns der dreißigjährige Krieg so recht bei den Haaren herbeigezogen.

Im übrigen habe ich anderwärts nicht verhehlt, daß die Inscenesetzung der Kaiserproklamirung allerdings keine glückliche war. Das ging ja noch über die obligate preußische Prosa und Steifleinenheit hinaus und das deutsche Volk glänzte bei dieser militärisch-byzantinischen Haupt- und Staatsaktion nur durch seine Abwesenheit. Leider ertappen wir unsern Autor an derselben Stelle bei einer Unwahrheit, um nicht zu sagen bei einer kecken Tendenzlüge, die er, wie in christlicher Liebe angenommen werden mag, nicht erfunden, sondern wohl nur kritiklos nachgeschrieben hat. Er berichtet (II, 145): „Le lendemain, le canon de Buzenval annonçait l'agonie de Paris; le bombardement continuait; Saint-Cloud commença de bruler; l'incendie dura huit jours, sinistre feu de joie allumé par des mains barbares en l'honneur du nouvel Empire!“ So viel Lügen wie Zeilen. Denn nicht am 19. Januar 1871 begann Saint-Cloud zu brennen, sondern am 11. und 12. Oktober von 1870, und die „Barbarenhände“, welche das Schloß in Brand steckten, waren französische,

werden sie lächerlich. Alles hat seine Zeit, das Reden und das Verstummen. Der süßen oder sauren Gewohnheit des Sprechens oder Schreibens zur richtigen Zeit entsagen, heißt gegenüber dem Publikum als Mensch von Geschmack und Lebensart sich erweisen. Die geistige Zeugungskraft des Mannes erlischt in der Regel mit der physischen. Ausnahmen gibt es, aber sehr wenige. Selbst einem Göthe kann man Altersschwächen, wie gar viele im zweiten Theil vom Faust uns angähnen, eben nur nachsehen. Mitunter sind schriftstellerische Altersschwächen geradezu Alterssünden, unverzeihliche noch dazu.

Da ist die Ruine Thomas Carlyle. Eine verehrungswürdige Ruine ohne Zweifel, so sie sich in Nr. 5 Cheyne-Row, Chelsea, London stillhielte. Da sie aber noch mitreden will, so muß sie sich auch gefallen lassen, daß man ihr antwortet, und ich fürchte sehr, die Antwort könne nicht übertrieben höflich ausfallen.

Carlyle hat Geisteszeugungen aufzuweisen, auf welche jeder Mann von Genius stolz sein

es den außerordentlichen Anstrengungen der
schen Soldaten an diesem Tage noch, des F
Meister zu werden. Am 13. fruchteten all
mühungen nichts mehr: das von den Fran
in Brand geschossene Schloß stand in hellen F
men und brannte zur Ruine nieder.

Auch mit dem schlechtmaskirten Tadel, m
Herr Sorel den Friedensunterhändler Thier
helligt, kann die unbefangene Kritik nicht üb
stimmen. Herr Thiers hat für sein Land
ausgeschlagen, was nur immer herauszusch
war, mehr als er selber gehofft haben mag.
Autor deutet wiederholt darauf hin, daß T
den Fehler begangen habe, zu wähnen, eine d
Unterhandlung mit Preußen, beziehungsweis
dem Deutschen Reiche würde zur Erlangung
billigeren Bedingungen verhelfen, statt den
gischen Versuch zu machen, die neutralen M
zu vermittelndem Einschreiten zu bewegen
unter Beiziehung solcher Vermittelung die U
handlungen zu führen. Allein so, wie die S
nun einmal lagen, traf Herr Thiers sicherlic

psallirenden Verhimmelung Friedrichs durch Carlyle vom Anfang bis zum Ende mit gehöriger Andacht folgt, so hat man zuletzt das Gefühl, der aufgeklärte Despot und kynische Stockskepterträger sei eigentlich ein himmelblaues Lämmerschwänzchen gewesen, fehl- und schuldlos, auch geschlechtslos, kurz ein Engel, ein Erzengel aus dem ff. Stellenweise fehlt es dem barock durcheinander geworfelten und gewursteten Werke keineswegs an genialen Blicken und Blitzen, aber das ist eine Genialität, wie sie auch in Irrenhäusern vorkommt.

Die russophilen Lorbeern, welche sich Mr. Gladstone, dieser cantor cantorum — (nicht vom lat. canere, sondern vom englischen „cant" herzuleiten) — unlängst erworben, scheinen den Schlaf in Nr. 5 Cheyne-Row-Chelsea gestört zu haben. Oder auch hat der gute Carlyle die groteske Komik der Scene in der londoner Guildhall, allwo der alte Clown D'Israeli den britischen Dreizack schwang, für Ernst, Pathos und Tragik angesehen. Demzufolge hing er die „Helden-

notre salut, et c'est contre nous **mêmes** que nous avons à prendre la vraie et féconde revanche de désastres de 1870—1871." Als Beilage zu seinem Buche gibt er eine Abhandlung („La Prusse et les deux Empires", 1806—1870), welche für seine ernste Beschäftigung mit deutschen Verhältnissen zeugt und woraus seine Landsleute viel lernen könnten, wenn sie wollten.

Summa: Ein Franzos, mit dem sich reden läßt.

Kanossa.

Tvei svert lit got in ertrike to beskermene de kristenheit. Deme pavese is gesat dat geistlike, deme kaisere dat wertlike.

Sachsenspiegel.

notre salut, et c'est contre nous mêm
que nous avons à prendre la vraie et fécor
revanche de désastres de 1870—1871." S
Beilage zu seinem Buche gibt er eine Abhandlu
("La Prusse et les deux Empires", 1806—187
welche für seine ernste Beschäftigung mit deutsch
Verhältnissen zeugt und woraus seine Landsle
viel lernen könnten, wenn sie wollten.

Summa: Ein Franzos, mit dem sich rel
läßt.

Kanossa.

Tvei svert lit got in ertrike to beskermene de kristenheit. Deme pauese is gesat dat geistlike, deme kaisere dat wertlike.

Sachsenspiegel.



1.

Hochidealische Religionen wie der Buddhismus und das Christenthum tragen vom Anfang an einen Widerspruch in sich, welcher herauskommt, sobald sie in der Welt zur Geltung und Macht gelangen. Denn die Wirklichkeit rächt sich an dem Ideal dadurch, daß sie es zur Karikatur seiner selbst macht. Was ist aus der Lehre der Weltverleugnung und Weltverachtung, welche Buddha und Christus gepredigt haben, auf geschichtlichem Boden geworden? Hüben wie drüben ein hierarchisches System, welches eingestandenermaßen das Leben bedingen und bestimmen, die Welt so oder so besitzen und beherrschen will.

Auf die idealische Frage nach der Mensc
bruderschaft gab die Geschichte den fa
Lamaismus und den herrschsüchtigen Papalism
die Ketzerverfolgungen und die Religionskr
zur Antwort. Die metaphysische Substanz
buddhistischen wie des christlichen Dogma's
flüchtigte sich spurlos in dem Pomp und Gerä
eines auf sinnliche Wirkung berechneten Kul
Die abstrakte Doktrin verwandelte sich in konkr
Götzendienst. An die Stellen der idealisch-erhabe
Erscheinungen des Königssohnes von Kapilav
und des Zimmermannssohnes von Nazara tr
ihre größenwahnwitzig-realen Zerrbilder,
Tale Lama zu Hlassa und der Papst in R

Der Mensch will getäuscht sein. Das verl
seine Natur, welche nach Täuschung lechzt
die Wahrheit mehr fürchtet als Feuer
Schwert. Vom Beginne der menschlichen
sellschaft bis zur heutigen Stunde war die L
ihr Schoßkind. Sie wird es auch bleiben,
lange die Gesellschaft dauert. Erst der

dumm, sondern im Gegentheil sehr gescheid finden und die Vortheile, welche ihnen davon abfallen, patriotisch in die Tasche stecken. Die Geschichte des deutschen Kriegsanleihens von 1870 und die Thatsache, daß es damals Kipperfirmen in Deutschland gab, welche zwar nicht für das deutsche, wohl aber für das französische Kriegsanleihen Beiträge zeichneten und bereithatten, sie kennzeichnen den Patriotismus einer Kipperei, welche jetzt mit patentirtem Deutschthum und polizeilich erlaubtem Liberalismus großmäulig staatmacht.

Zu meinem nicht geringen Leidwesen zeigt mir auch Ihr letzter Brief wieder, daß Sie, verehrungs- und liebenswürdige Freundin, allen den Privatissimis zum Trotz, welche ich Ihnen schon darüber gelesen, von dem wahren und wirklichen Wesen unseres gesegneten neuen deutschen Reiches noch immer keine klare Vorstellung haben. Lassen Sie sich daher sagen: es ist ein rares Ding; wenn nicht ein Kunstwerk, so doch eine Künstlichkeit ersten Ranges. Man wird mal in Zukunftstagen diese unsere Reichsverfassung

gar keine Frage. Unter vielen anderen dieses, daß dem Windei der faulen Fabel, Petrus wäre Bischof zu Rom gewesen, der weltgeschichtliche Koloß des Papstthums entkroch.

Was die Menschen glauben, das ist. Die Menschen des Mittelalters mußten, so wie sie waren, an das Papstthum als an eine, nein, als an die Weltmacht glauben, und darum war es eine solche. In den Augen der Millionen und wieder Millionen, die noch heute daran glauben, ist es noch jetzt eine, nein, die oberste Weltmacht. Nicht das Sein der Dinge, sondern das Scheinen bedingt ja ihren Werth und ihre Wirkung. Spottet nicht über den „Fels Petri"! Der ist dauerhafter als Granit. Nur ein ebenbürtiger, nur ein gleich riesenhafter Wahn wird ihn zerschlagen können. Noch aber ragt er steil und stolz und an dem Schatten, welchen er über die Gegenwart hinwirft, läßt sich die Wolkenhöhe messen, in welcher er sich vor achthundert Jahren den Menschen dargestellt hat.

mit Bürden beladen sein; sonst wird er zu muthwillig.“ Der unbeschränkte Regierungsverstand seinerseits sagt: Man muß dem Nationalkautschuk von Zeit zu Zeit bemerkbar machen, daß sein Wesen in der Dehnbarkeit bestehe und daß er sich recken und strecken oder auch zusammenziehen müsse, wie es einem höheren Willen beliebt; sonst wird er zu üppig und hält seine Phrasen alles Ernstes für Thaten, was mutatis mutandis, ungefähr soviel wäre, wie wenn das Lumpenpapier, auf welchem Geschichte geschrieben wird, sich einbildete, es machte Geschichte.

Als der Hof- und Weltmann, der er ist, hält aber der besagte Unbeschränkte viel vom Dekorum und zur Wahrung desselben werden neben den zahllosen militärischen Paraden alljährlich auch etliche parlamentarische abgehalten, damit der wohlkonditionirte Reichsbürger doch auch was vom Reiche habe. Hierbei nun, und namentlich wann so eine Parade zu jener Evolution gelangt, welche man „Zweite Lesung“ benamset, zeigt sich der richtige reisige Reichsritter vom Kautschuk in

setzte, daß zwar Klerus und Volk der Stadt Rom das Recht, die Päpste zu wählen, haben sollten, aber das Recht der Bestätigung oder Verwerfung dieser Wahl beim Kaiser sein sollte, welchem neu-gewählte und bestätigte Päpste einen förmlichen Treueid schwören mußten.

Diese kaiserliche Oberherrlichkeit über den römischen Stuhl ist zur deutlichsten und glänzendsten Erscheinung gekommen unter der Reichsherrschaft Kaiser Heinrichs des Dritten (1039—1056), welcher geniale und erlauchte Mann überhaupt dem „Imperium" deutscher Nation die höchste Machtfülle und den hellsten Glanz verliehen hat. Und der große Kaiser war auch ein im besten Sinne frommer Mann, welcher seine Pflicht, der Kirche Schirmherr zu sein, sehr ernst und strenge nahm. In den schrecklichen Nöthen jener eisernen Zeit war wieder einmal in der sogenannten Christenheit der Wunsch und Wille kundgeworden, mit dem Christenthum Ernst zu machen und namentlich auch die Geistlichkeit aus ihrer sittlichen Versunkenheit herauszuheben. Der Mittel-

promißschweiß bricht ihm aus allen Poren und „zur größeren Ehre des Reiches“ nimmt er das Kreuz „patriotischer Resignation“ auf sich und schleppt es „realpolitisch“, bis eine beliebige anderweitige „Zweite Lesung“ ihm abermalen Veranlassung gibt, wiederum im Vollglanze der Kautschukigkeit zu paradiren und heute mannesmuthig gegen das zu stimmen, wofür er gestern mannesmuthig gerednert hatte. Und warum sollte er nicht? Was Ueberzeugungstreue, Charakterstärke und Konsequenz! Das sind in der Politik nicht nur überflüssige, sondern auch geradezu schädliche Dinge, von welchen überhaupt nur noch zwischen zwei so altmodischen Menschen, wie wir beide sind, die Rede sein kann. Im Wörterbuche des Nationalkautschuks sind diese und alle ähnlichen Idealitäten längst gestrichen und durch das eine, alles in sich begreifende Wort „Opportunität“ ersetzt. Außerdem müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß jedes Volk nicht nur die Regierung hat, welche es verdient, sondern auch die Vertretung, welche seiner

drei Unfehlbaren absetzen und machte den from
Bischof von Bamberg, Suidger, zum rechtmäß
Papst. Einem der degradirten Tiaraträger, G
gor, war das Urtheil gesprochen, nach Deu
land zu gehen, und dorthin begleitet ihn
Kaplan Hildebrand.

Das war ein kleiner, schmächtiger, unans
licher Mann, welcher die Mönchskutte der K
gregation von Kluny trug. Sprach er, so
er es mit einer schwachen, unangenehm heis
Stimme. Gewiß haben nur wenige Menschen
vielleicht hat niemand auf der Reise über
Alpen und später am deutschen Kaiserhofe
unscheinbaren Mönches sonderlich geachtet.
doch trug derselbe das Schicksal Deutschlands
sich und doch sollte diese heisere Stimme
einst Worte sprechen, welche mit der schüttern
Gewalt des Donners durch Europa rollten.
Mönch Hildebrand ist eben einer jener n
geschichtlichen Charaktere gewesen, von welchen
Natur etwa von Jahrtausend zu Jahrtau
einen schafft, einer jener Herrscher-Mensc

welche wie den besten, so auch den bösesten Hang und Drang einer Zeit in sich zusammenfassen und mit souveräner Genialität ihrer Zeit einen Stämpel aufprägen, welcher Jahrhunderte lang dauert und wirkt.

Unser Land hat niemals einen gefährlicheren Feind und Hasser gehabt, als dieser Mönch von germanisch-langobardischer Herkunft und mit dem urdeutschen Namen Hildebrand einer gewesen ist. Aber diese Feindschaft und dieser Haß ist nicht etwa klein persönlichen Motiven, sondern vielmehr einem großen Princip entsprungen: — Deutschland besaß das Imperium, und dieses sollte der Theokratie unterworfen, das Kaiserthum zum Fußschemel des Papstthums gemacht werden.

Hildebrands Geburtsjahr ist nicht mit zweifelloser Bestimmtheit nachzuweisen. Sein Vater war ein Bäuerlein Namens Bonizo und bewirthschaftete den Meierhof Roavakum, unweit der Stadt Soana in Tuscien (Toskana) gelegen. Später hat man die Legende aufgebracht, Hildebrand sei der Sohn eines Zimmermannes in

Rom gewesen, augenscheinlich in der Absicht, a
die Herkunft Jesu zu erinnern. Er selbst h
echtmönchisch nie von seinen Eltern gesprochen
wie um durch solches Schweigen anzudeuten, da
er das, was er mit unerbittlicher Folgerichtig
keit der ganzen Klerisei auferlegte, die Loslösun
von Familienbanden, zuvor an sich selber vol
zogen hätte. Die Gunst des Geschickes wollt
daß das Genie des Bauernjungen von Roavakun
nicht in der Stallatmosphäre verkümmerte. Ei
Bruder seines Vaters war Abt des hochangesehene
Santa-Maria-Klosters auf dem Aventin zu Ron
Hier fand der junge Hildebrand Aufnahme al
Novize und nicht allein eine mönchische Erziehung
sondern auch seine Ausbildung zum klerikale
Politiker und Diplomaten. Die spärlichen Bildungs
mittel des 11. Jahrhunderts befanden sich j
ausschließlich im Besitze der Kirche. Dieser eignet
auch bis zur Zeit, wo sie der Schablonewirthschaf
des Jesuitismus verfiel, der demokratische Zug
dem Talente freie Bahn zu schaffen. Darum
finden wir unsern Bauernsohn von Roavakum al

fünfundzwanzigjährigen schon als Kaplan Gregors des Sechsten. Auf deutschem Boden mag ihm zuerst Sinn und Bedeutung von Machtfülle und Weltherrschaft aufgegangen sein, wie er ja in den kaiserlichen, fürstlichen und bischöflichen Pfalzen unseres Landes Gelegenheit hatte, die Stärke und die Schwäche des Reiches auszuspähen. Unschwer mag er erkannt haben, daß nur eine Herrenhand wie die des dritten Heinrichs die ewige deutsche Adelsanarchie niederzuhalten und welche Vortheile sein Gedanke aus dem unseligen Centrifugalgeiste der Deutschen zu ziehn vermöchte. Der Mönch kam rasch empor. Unter dem Pontifikat Leo's des Neunten hatte er am päpstlichen Hofe bereits einen großen Stand. Vom Subdiakon stieg er dann zum Erzdiakon, war Mitglied des Kollegiums der Kardinäle, verwaltete die städtischen Angelegenheiten Roms und zugleich die päpstlichen Finanzen. Als Finanzminister der Kurie trat er in Kompagnonschaft mit einem getauften jüdischen Bankherrn und diese Verbindung war sowohl für die päpstliche Kasse wie für die hilde-

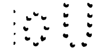
brandische sehr gewinnreich. Es ist zweife
ob das polnische Sprichwort: „Spricht das
schweigt die Welt“ — damals schon erf
war; aber unzweifelhaft ist, daß der Gesellsc
des getauften Juden sehr wohl wußte, was
man der Welt zu beweisen vermöchte, so
Säcke voll Gold und Silber als Beweisg
vorführen könnte. Unter den Päpsten
dem Zweiten, Nikolaus dem Zweiten und Alex
dem Zweiten leitete der Premierminister
brand die Politik des „heiligen Stuhls“
ebenso kluger wie kühner Hand und brach
Schritt vor Schritt dem Ziele näher, n
seine Genialität ihr gesetzt. Seit Kaiser He
der Dritte im Oktober von 1056 eines s
klagenswerth-vorzeitigen Todes gestorben wa
seinen Sohn und Nachfolger, König Heinri
Vierten, als unmündigen Knaben hinter
hatte, rückte Hildebrand dieses sein Ziel meh
mehr an die Tageshelle. Der große Kaise
todt; jetzt war Platz für den größeren
Doch begnügte sich der päpstliche Minister

mit dem Wesen der Macht und gönnte anderen, dem zweiten Nikolaus und dem zweiten Alexander, den Schein und Namen. Während dieser beiden Pontifikate that er schon manches Entscheidende, um die Tiara von der Kaiserkrone zu befreien und die Umkehrung des bisherigen Verhältnisses der „beiden Schwerter" anzubahnen. So dieses, daß er die Wahl der Päpste auf das Kollegium der Kardinäle übertragen ließ, wobei vom kaiserlichen Rechte der Bestätigung oder Verwerfung schon nur noch nebenbei die Rede war. Die praktische Schlußfolgerung aus dieser Prämisse zog Hildebrand, indem er die Wahl Alexanders des Zweiten ohne alle Rücksicht auf den deutschen Kaiserhof machte. Nach dem Ableben dieser seiner päpstlichen Marionette, hielt der Minister dafür, daß jetzt die Zeit gekommen wäre, wo er auch formell werden müßte, was er sachlich schon lange gewesen. Am 29 Juni von 1073 ist er demzufolge unter dem Namen Gregors des Siebenten in der Peterskirche als Papst geweiht und aufgethront worden.

2.

Was wollte Gregor?
Daß die Erde ein Gottesstaat sei.
Wer sollte denselben regieren?
Der Statthalter Gottes auf Erden, der

Die alte kirchliche Vorstellung von dem
Hirten und der einen Heerde erfuhr ei
gemäße Umbildung. Das Princip des Lehe
wurde auf das Verhältniß von Kirche und
von Papst und Kaiser angewandt: — G
Oberlehnsherr der Welt, hat den „heiligen
mit dem Erdkreis belehnt. Kraft der ih
übertragenen göttlichen Machtvollkommenhe
der Papst Länder und Reiche als Leh
und zieht auch die verwirkten wieder ein
Kaiser ist dem zufolge nur der erste Va
Papstes, die kaiserliche Oberlehnsherrlichk
die Christenheit nur ein Ausfluß der päps



„Beneficium", das verdient werden muß und
rkt werden kann, eine Gnade, die nach Ge=
erwiesen oder verweigert wird. Der Papst
o von rechtwegen der Oberherr aller weltlichen
thaber. Er steht ebenso hoch über dem Kaiser
iber den Königen, wie der Gott über den
hen, der Himmel über der Erde, die Kirche
ittliche Einsetzung über dem Staate als
licher Einrichtung steht.

ie Menschen des 11. Jahrhunderts glaubten,
rschwindend wenigen Ausnahmen, an diesen
ndelkoloß von Papstprämisse und folglich
n sie auch die Konsequenzen derselben an.
egor selber glaubte zweifellos an seine Auftel=
. Er war von seinem Rechte, die Weltherr=
anſprechen zu dürfen, zu müssen, vollständig
ugt. Nichts könnte irriger sein, als zu
n, dieser Mann habe aus Gründen kleinlicher
sucht gehandelt. Ordinäre pfäffische Herrsch=
lagen weit unter ihm. Er wollte die
zu einem Gottesstaate machen; er wähnte,
können. Ein Revolutionär vom radikalsten

und kühnsten Schlage, hat dieser Mönch, in d
Formen seiner Zeit und indem er sich a
oberster Feudalherr proklamirte, dem Feudalsyste
den Krieg gemacht und wenigstens instinktiv ei
sociale Umwälzung angestrebt, basirt auf d
Vorstellung von einer absoluten Gleichheit d
Menschen vor Gott, beziehungsweise vor de
Vicegott, dem Papste. Gregor war ein glühend
Idealist, ein begeisterter Optimist. Er glaub
an das Märchen von der Gleichheit und Brüde
lichkeit der Menschen; er glaubte an die Möglichk
einer Harmonie auf Erden, an die Möglichk
eines selbstlosen Hirten und einer friedsam
Heerde von wohlgepflegten und wohlgehütet
Lämmern. Und doch brauchte er nur die Aug
aufzuthun, um wahrzunehmen, daß die Mensch
weit mehr ins Fach der Wölfischkeit als in d
der Lämmerlichkeit schlügen. Der Grundirrth
des großen Papstes war genau der, von welch
unsere modernen Socialisten und Kommunist
— die ehrlichen nämlich — sich narren lass
also das Phantasiegebilde von der Menschen- u

Hände zu beschmutzen. In dem meyer'schen „Schandbuch" fand ich übrigens einen dunkeln Punkt wieder berührt, der mir früher und anderswo schon sehr missfällig zu Gesichte gekommen war. Nämlich in Jules Favre's „Gouvernement de la défense nationale" (III, 96—97) und in Albert Sorels „Histoire diplom. de la guerre franco-allemande" (II. 235—36). Da wird erzählt, wie im Februar von 1871 zwei „hommes de confiance" Bismarcks, die Herren von Bleichröder und von Henkel-Donnersmarck, in Paris erschienen wären, um im Auftrage des Reichskanzlers der französischen Regierung ihren Beistand zur leichteren Bezahlung der bekannten 5 Milliarden anzubieten, und zwar in der Weise, daß „le gouvernement prussien aurait reçu le tribut par la main de ses fonctionnaires, il l'aurait levé par la main de ses banquiers; il aurait à la fois touché la contribution de guerre et spéculé sur l'emprunt destiné à la payer. Ces systèmes ingénieux aboutissaient à accroitre de moitié notre rançon." So sahen

Klerisei sein. Er richtete dieses Werkze
meisterhaft zu seinen Zwecken her. Er gab d
Klerus die stramme Organisation einer Ka
deren Interessen mit denen des Staates nic
mehr gemein haben sollten. Die gesammte Ge
lichkeit wurde straffhierarchisch gegliedert u
mittels schärfster Disciplin zu einem streitferti
Heere gemacht, von seinen obersten bis zu sei
untersten Graden jedem Wort und Wink
Papst-Generalissimus unbedingt gehorsam u
dienstbereit. Wenigstens war das Gregors h
archisches Ideal, welches jedoch das Schic
aller Ideale hatte, d. h. keineswegs vollstän
verwirklicht wurde. Namentlich darum nicht, w
es dazumal noch deutsche Bischöfe und Prie
gab, welche das Vaterland höher stellten als
Vatikan und dem verfluchenden Papste zum T
dem verfluchten Kaiser die Treue hielten.

Als Mittel, das benöthigte wohldisciplin
und streitbare geistliche Heer zu schaffen, ha
habte Gregor, wie jedermann weiß, drei Verbo
das der Simonie, das der Laien-Investitur

er Priesterehe. Das erste war sittlicher, die
andern waren hochpolitischer Natur. Die
bung der Laien-Investitur, d. h. der die
che Vasallenschaft der Bischöfe und Aebte
lenden Belehnung derselben von seiten der
: mittels Ringes und Stabes, lös'te die
ten vom Staate los, die Durchsetzung des
ts die Priester von der Familie. Die social-
hen Folgen dieser Loslösung ergaben sich
lbst; der Priester stand außerhalb der Ge-
ft; ihre Mühen und Sorgen, ihre Freuden
eiden waren nicht die seinigen. Was ging
rder die „Welt" an? Was Vater, Mutter,
r, Schwester, Weib und Kind, was Heimat
Vaterland? Ihm sollte das alles die Kirche
ı; sie sollte sein Ein und Alles sein. Aber
Wirklichkeit war das doch nur eine tolle
dung. Nur in den allerseltensten Aus-
fällen kann der Mensch über sich selbst
und die verleugnete oder tyrannisirte
rächt sich unfehlbar und mit einer gewissen
enfreude an ihren Verleugnern und Tyrannen.

Man braucht daher über die gräuelh
Folgen des Priestercölibats kein großes Ges
zu machen. Sie mußten kommen. Die h
loseste dieser Folgen war, daß an die Stelle
rechtmäßigen Ehe der Priester die wilde trat,
Konkubinat. Keine Frage übrigens, daß es
Priester gab, welche den Cölibat streng und
meinten und nahmen. Mittels mühsäligster Se
quälerei hielten sich diese Asketen und Zel
von dem „Quell des Bösen", von den „Fa
des Satans" — das waren in ihren Augen
Frauen ängstlich fern. Aber es ist doch
kennzeichnend, daß einer dieser Fanatiker, ein
ragender Zeit- und Gesinnungsgenosse H
brands, der Kardinal Peter Damiani, in sei
Hymnus auf die Freuden des christlichen P
dieses diese Freuden mit ebenso glühenden Fa
gemalt hat, wie Mohammed die des islami
Paradieses im Koran geschildert hatte. Fe
daß derselbe Peter, obzwar schon ein durch Fa
Selbstgeißelung und Bußgürtelpein abgemerg
Greis, bekannte, runzelige und triefäugige W

chte er wohl ohne Gefahr anzusehen, aber
ungen und hübschen müßte er Augen
erz hüten, wie ein gebranntes Kind das
fürchtete. Endlich, daß abermals besagter
r Peter bei einer Gelegenheit ganz naiv
e, die in rechtmäßiger Ehe lebenden Prie-
beritaliens zeichneten sich durch Bildung,
treue und sittliche Lebensführung aus,
id die im Cölibat lebende Klerisei Mittel-
s in aller Rohheit und Lasterhaftigkeit förm-
h wälzte. Die sehr nahe liegende Nutz-
dung dieser von ihm selber berührten
che zu ziehen, fiel aber dem heiligen Manne
in.

ıpst Gregor war ein zu geriebener Politiker,
ht zu wissen, daß es rathsam, mehr als
Strang am Bogen zu haben. Darum
er sich weder auf das streitbar organisirte
e Heer allein, noch erwartete er alles von
roben geistlichen Geschütze, von dem Bann-
und Interdiktschleuderwerk. Vor- und um-
blickte er nach verlässlichen Bundesgenossen

der liberalen Schablone hat die Augen verwundert aufgerissen, als die letzten Reichstagswahlen verriethen, wie gewaltig im Reiche der Socialismus um sich gegriffen hätte. Als ob es anders sein könnte! Wenn Herzoge, Fürsten, Grafen und Freiherren für gut fanden, unter die Gründer zu gehen, warum sollten Bürgersleute sich nicht veranlasst sehen, unter die Socialisten zu gehen? Jeder will eben „seine Fortune poussiren", wie es im Börsenjargon heißt. Der hochgelobte Industrialismus und die höhergelobte Großkapitalwirthschaft haben ja dafür gesorgt, daß der deutsche Bürgerstand schon halb und halb zur Mythe geworden ist. Seitdem jede Werkstatt zu einer „Fabrik", jeder Stümper zu einem „Geschäftsmann", jeder Pfuscher zu einem „Arbeiter" geworden, hat das Handwerk nicht nur seinen goldenen, sondern überhaupt seinen Boden verloren und ist das Bürgerthum nebst einem nicht kleinen Theil der Bauerschaft in den Maelstrom des geschäftlichen Schwindels hineingerissen worden. Der Strom wird weiterrauschen, denn

jeder Unsinn, jeder Wahnwitz, jede Pestilenz muß seinen oder ihren Verlauf haben. So will es die bekannte „sittliche Weltordnung". Bald dürfte es der unfehlbaren Manchesterei, auf deren Leim man in Deutschland schon darum nicht hätte gehen sollen, weil sie aus England importirt war, bald dürfte es ihr leicht, sehr leicht werden, die Häupter ihrer lieben „Bourgeois', zu zählen. Denn wir sind ja auf dem besten, d. h. jäh-abfallenden Wege zu einer Zeit, wo es auch in Deutschland neben den „oberen Zehntausend", will sagen neben etlichen tausend Prozen nur noch Millionen von Proletariern geben wird. Genau zugesehen und alle Redensarten beiseite gethan, ist es ja schon jetzt eine brutale Thatsache, daß das alte Europa wie das neue Amerika, Monarchieen oder Republiken gleichviel, von den Millionendi--sponenten regiert werden.

Man hat der wilden Ausbeutungsgier Thor und Thüre geöffnet, hat namentlich den Eisen-bahnschwindel durch Ertheilung von Koncessionen und staatlichen Subventionen förmlich prämiirt,

hat eine geile Unterproduktion in jeder Weise begünstigt und mittels der dadurch ermöglichten Pfuscherei die deutsche Arbeit vor aller Welt prostituirt, — kurz, man hat den Kern der Nation, das arbeitsame, solide und patriotische Bürgerthum, ausgehöhlt oder der Aushöhlung desselben wenigstens gleichgiltig zugesehen und jetzt wundert man sich, daß die Anhänger des Socialismus oder, sans phrase, des Kommunismus nach Hunderttausenden zählen. Sie werden — ihr mögt euch dagegen abzappeln, wie ihr wollt, pfiffig gesetzgeberisch oder brutal gewaltthätig — sie werden bald nach Millionen zählen und dann, ihr Herren Kompromißkünstler, wird alle eure publicistische oder parlamentarische Liebesmühe umsonst sein. So etwas wie eine europäische „Kommune“ wird kommen, noch bälder vielleicht, als ihr fürchtet. Denn ihr fürchtet sie, sagt, was ihr wollt. Durch die Maske eurer zur Schau getragenen Zuversicht auf die Festigkeit der Monarchie, die Disciplin des Heeres, die Vortrefflichkeit der parlamentarischen Gaukelei u.s.w.

hindurch sehe ich die Blässe der Zukunftsfurcht auf euren Gesichtern. Ihr wisst ja gar wohl, es ist ein weltgeschichtliches Gesetz, daß von Zeit zu Zeit große Katastrophen eintreten müssen, um die verlumpte und verschlammte Menschheit im Fegfeuer ungeheurer Trübsal wieder reinzubrennen und wieder für eine Weile zu verjüngen.

Diese Aussicht passt freilich nicht in den Kram der schönseligen und „reichsfreundlichen" Flachmalerei, welche jetzo Tagesmode ist in unserer Literatur. So sehr, daß z. B. neulich Spielhagen auf Verlangen der Leser seinem Roman „Sturmflut" noch ein ganz überflüssiges und schlechtes Zusatzkapitel anhängen musste, nur um einer seiner Personen die an den Haaren herbeigezerrte Gelegenheit zu geben, nationalliberalen Wind auszulassen. Nun, auch diese Mode wird vorübergehen. Wie viel Dummes oder Unzulängliches, Verkehrtes und Ueberschätztes sah ich schon in die und wieder aus der Mode kommen! Für die dauernde Geltung und Wirkung auch wirklicher und wahrhafter Größen ist es kein

Glück, sondern geradezu ein Unglück, wenn sie mit Trompeten und Pauken zu Beherrschern der literarischen Mode ausgerufen werden. Erinnern Sie sich nur an den armen und doch so unendlich reichen Jean Paul, liebe Freundin. Der seiner Zeit namentlich von euch Frauen vergötterte Modeliebling ist längst nichts mehr als eine literarhistorische Mumie. Wer lies't ihn noch außer unsereinem? Längst hat er seinen Lohn und Ruhm dahin. Freilich, wie die Menschen nun einmal sind, kann der Poet die Mode wohl verachten, aber doch nicht ganz entbehren. Die Mode aber, als das ordinäre Frauenzimmer, welches sie ist, hat ihre Launen oder ist vielmehr aus lauter Launen zusammengesetzt. Von Vernunft und Verdienst kann daher bei ihren Gunsterweisungen keine Rede sein, sondern nur von Zufälligkeiten und von dem größeren oder geringeren Grade von Geschicklichkeit und Frechheit im literarischen „Geschäft".

5.

März 1877.

Unsere lieben Brüder an der schönen blauen Donau gehen zuweilen etwas weit in der Gemüthlichkeit. Nämlich in der Gemüthlichkeit, uns älteren Leuten ein sehr kurzes Gedächtniß zuzumuthen. Da ist mir unlängst aus Wien ein Aufruf zugekommen, welcher männiglich auffordert, zur Errichtung eines gemeinsamen Denkmals der „östreichischen Dioskuren“ Lenau und Grün mitzuwirken. Auf die Gemüthlichkeit, die beiden genannten Dichter denkmälerisch zusammenzukuppeln, will ich weiter nicht eingehen: hat ja doch nicht nur jeder Oestreicher, sondern jeder Mensch überhaupt das Recht, geschmacklos zu sein. Aber an der Spitze der Unterzeichner des Aufrufes sehe ich den Namen des Herrn von Schmerling und das ist mir denn doch gar zu wienerisch-gemüthlich, gar zu donaublau. Hat man denn da unten durchaus keine Ahnung von dem Aber-

willen, welchen dieser Name in deutschen Landen wecken muß? Weiß man nicht, daß mit diesem Namen etliche der traurigsten Erinnerungen von 1848 verknüpft sind? Wir anderen, wir Leute von gutem Gedächtniß, wir sehen noch heute das kynische Hohnlächeln, welches sich am 9. November des genannten Jahres um die Fuchsschnauze eines gewissen „Reichsministers“ ringelte, als er die Ermordung von Robert Blum mit dem wohlfeilen Witze rechtfertigte: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Und das thut sich nun als Gönner von zwei „Freiheitsdichtern“ auf! All' ihr über- und unterirdischen Götter, Lenau und Grün müßten sich aus Zorn über diese schmerling'sche Begönnerung von rechtswegen in ihren Gräbern umdrehen, so sie über den Zorn und über allen übrigen Erdenplunder nicht glücklich hinwegwären.

Nun kann ich mit Bestimmtheit erwarten, daß Sie, liebe Freundin, mich tüchtig abkanzeln werden. Erstens, weil ich pathetisch nehme, was doch nur komisch; zweitens, weil ich so unzeitgemäß rede, als

ob ich gar nicht wüsste, welche Stunde die Uhr des Jahrhunderts geschlagen hat.

Mit Nr. 2 thun Sie mir aber unrecht. Ich weiß ja ganz gut, daß wir im Zeitalter der Erfolgsreligion und der Zweckmäßigkeitspolitik leben. Fürchtete ich nicht, Sie zu langweilen, würde ich, meine Behauptung zu erweisen, Ihnen die Genesis der Gegenwartstimmung des Breiteren darlegen. Die kurze Bemerkung werden Sie mir aber schon gestatten, daß der Mangel an Gefühl für Recht und Ehre, welcher dermalen so schamlos sich breitmacht in der Welt, nachweisbar an Umfang und Frechheit ganz riesig zugenommen hat seit jener frevelvollen Decembernacht von 1851, welche Frankreich zur Beute einer Bande von Banditen machte. Der Papst gab dem Banditenstreiche seinen Segen, der König von Preußen begrüßte, wie uns Humboldt bezeugt hat, die Ruchlosigkeit mit lautem Jubel, aus Kabinetten und Kontoren, aus Kanzleien und Sakristeien erscholl ein beifälliges Jauchzen und ein untergeschobener Bonaparte proklamirte den

Baiern und Berthold von Kärnten mitsai
sächsischen Baronen hatten mit Gier den r
Vorwand ergriffen, von dem gebannte
abzufallen.

Heinrich seinerseits und die ihm treugeb
geistlichen und weltlichen Herren sahen
eine unumgängliche Nothwendigkeit an, d
pörung diesen religiösen Vorwand zu e
sowie alles daran zu setzen, den Papst n
Deutschland kommen zu lassen. Ja, w
deutschen Städtebürgerschaften, welche
Heinrich hielten, wie sie trotz Bann und
dikt später treu zu den Staufenkaisern
schon die Bedeutung und Macht erlangt
hätten, welche sie zwei Jahrhunderte später
dann würde die Möglichkeit gegeben gewe
die verrätherischen Beschlüsse von Tribur
Schwerte zu zerhauen. Allein im 11. J
dert war die Wehrfähigkeit des Reiches
den großen Feudalherren und dem Willen d
mußte der verrathene König sich unte
maßen ja auch die Bischöfe und Baron

die Ehrlosigkeit in unsere Zeitgenossen sich eingefressen hatte. Nicht weniger bezeugte dies die schamlose Frechheit, womit in der Form des Aktienwesens Prellerei, Diebstahl und Raub betrieben worden sind. Man muß mitangesehen haben, wie die organisirte Dieberei z. B. bei der Gründung und Verwaltung von Eisenbahnen verfuhr, wie man unwissende, faule, gewissenlose Klienten und Vettern in die Direktionen und Verwaltungsräthe brachte, diese Kreaturen mit ungeheuerlichen Besoldungen und Tantièmen mästete und in sybaritisch eingerichteten Amtswohnungen logirte, solche Gesellen jahrelang in ihrer Dummheit und in ihrem Dünkel ohne Kontrole fortwirthschaften ließ, wie man den belogenen und bestohlenen Aktionären eine Weile lang den blauen Dunst schwindelhafter Dividenden vormachte und endlich, wann die ganze Lug- und Trugblase zum Platzen kam, die Miene gekränkter Unschuld und verkannter Pflichttreue aufsetzte, um mit Stirnen von Erz und mit vornehmem Achselzucken auf hunderte von an den Bettel-

stab gebrachte Familien, auf eine Schar von ausgeplünderten Witwen und Waisen zu blicken, — ja, man muß das alles mit angesehen haben, um zu begreifen, wie weit es die Menschen in der Niederträchtigkeit bringen konnten zu einer Zeit, welche an die Stelle der Rechtsidee die Zweckmäßigkeitspraxis gesetzt hat, an die Stelle des Gewissens den Nutzen und an die Stelle der Ehre das goldene Kalb.

Der Socialismus, welchen selbst die blödsichtigsten Optimisten nachgerade sehen müssen, ist der natürliche Sohn des Kapitalismus und dieser würdige Vater hat in unseren Tagen seinen würdigen Sprößling gelehrt, daß und wie man alles, was bisher für heilig galt unter Menschen, beiseite stellen, verachten, mit Füßen treten könne und dürfe. Der hoffnungsvolle Schüler wird euch zeigen, wie gut er begriffen und verstanden habe — wartet nur! Schon jetzt jammert ihr über die zunehmende Rohheit und Verwilderung des unteren Pöbels; aber ihr überseht, daß dem unteren der obere alles Rohe und Wüste vorgemacht

hat, nur in etwas anderen Formen. Und wie wollt ihr denn verlangen, daß die kleinen Diebe das Stehlen unterlassen sollten, wenn ihr es doch ganz in der Ordnung findet, daß die großen in Palästen wohnen und in prächtigen Equipagen herumfahren?

Unsere Zeit thut so dick mit ihren politischen Errungenschaften, mit ihren wissenschaftlichen Forschungen und Findungen, mit ihren technischen Eroberungen und materiellen Vorzügen. Aber all dieses Dickthun vermag sie doch nicht über das anfröstelnde Gefühl hinwegzuheben, daß sie in ihrem Innersten armsälig, öde und hohl. Kein großer Gedanke pocht in ihrer Brust, kein freudiges Streben pulsirt in ihren Adern. Ueberall, auf allen Gebieten, in tausenderlei Weisen nur die gierige, ruhelose und verdrossene Jagd nach materiellem Gewinn oder, wenn's hoch kommt, nach den Befriedigungen erbärmlicher Eitelkeit. Niemals ist die ehrliche Arbeit so mißachtet, niemals die Unterwerfung unter das Geld so knechtisch, niemals die [illegible] in Sachen

des Erwerbes so pralerisch, niemals die Titel- und Ordenssucht so ausgeschämt gewesen wie heutzutage. Memmenhafte Heuchelei oben, nackte Brutalität unten. Charakter- und Grundsatzlosigkeit eine so allgemeine Voraussetzung, daß Ausnahmen von der Regel, Männer und Frauen von Charakter und Grundsätzen, mit höhnischer, im besten Falle mit mitleidiger Geringschätzung für Sonderlinge angesehen werden.

Sie wissen, liebe Freundin, nichts liegt mir ferner, als den „laudator temporis acti“ machen zu wollen. Aber man braucht auch kein solcher zu sein, um sagen zu können, daß zur Zeit, wo wir jung waren, die Menschen im allgemeinen und unsere Landsleute im besonderen von der gemeinen „Angst des Irdischen“ weniger, viel weniger befallen und befangen waren, als sie es dermalen sind. Dazumal, ja „da gab es noch ein Sehnen, da gab es noch ein Glüh'n“, ein Sehnen und Glühen für Dinge, die nicht im Kurszettel verzeichnet sind. Es mag ja sein, daß wir uns die Ziele zu hoch und zu weit steckten,

mitunter sogar ins Blaue hinaus und hinauf; aber es war doch ein aufrichtiger Idealglaube in uns, eine begeisterungsvolle Ueberzeugung und Hingebung, die nicht anstand, das persönliche Glück und Behagen dem, was wir hoch und heilig hielten, zum Opfer zu bringen. Wir waren keine Rechner, keine Streber, keine Gründer, keine Kompromißkünstler, aber dafür hatten wir reine Herzen und reine Hände und der größte Irrthum welcher uns schuldgegeben werden konnte, war kein unehrenhafter. Denn es ist ja dieser gewesen, daß wir die Menschen für viel besser gehalten haben, als sie wirklich waren und sind.

6.

November 1877.

Der Zufall, liebe Freundin, hat es gewollt, daß ich von der Lesung der trefflichen Biographie Byrons von Gottschall (im 4. Bande des „Neuen Plutarch") unmittelbar zu dem Buche „Ein seltenes Leben" von Paul Welf überging, und da ist mir — Gott verzeih' mirs! — gewesen, als wär'

ich aus einem englischen Park plötzlich auf einen deutschen Rübenacker versetzt worden. Damit will ich den Rübenacker keineswegs schlechtmachen, sondern nur den schroffen Gegensatz andeuten zwischen einem Dasein, wie der Dichterlord es verbraus'te, und einer Existenz, wie ein deutscher Poet sie hinschleppen musste.

Was Byron angeht, so gereicht es uns Deutschen zur Ehre, daß wir jetzt drei gute Geschichten seines Lebens besitzen — von Eberty, von Elze und von Gottschall — während die englische Literatur keine einzige aufzuweisen hat. Natürlich! Der Deutsche sieht Byron so, wie er war, der Engländer so, wie er, durch die „Cant"-Brille gesehen, aussah, d. h. wie der leibhaftige Satan. Sogar verständigeren Engländern galt der ganz elende Essay von Macaulay lange für das Richtigste, was über den großen Dichter geschrieben worden, bis unlängst Swinburne durch seinen meisterhaften Aufsatz jene der englischen Prüderie, Heuchelei und Scheinheiligkeit zu Liebe begangene macaulay'sche Jugendsünde gutmachte. Selbst-

verständlich war die bekannte häßliche, seitens der amerikanischen Muckerin Beecher-Stowe angebrachte Denunciation Byrons als eines Incestbegehers dem Cant ein gefundenes Essen, das er mit Wollust hinunterschlang. Elze hat in seiner Byron-Biographie die skandallüstern-fromme Yankeesin übel heimgeschickt. Gottschall dagegen ist geneigt, anzunehmen, daß doch etwas an der Sache sein müsste, und folgert aus byron'schen Gedichten ein unlauteres Verhältniß des Dichters zu seiner Halbschwester Augusta. Ich kann dieser Annahme, welche meines Erachtens die schöne biographische Arbeit Gottschalls etwas verunziert, nicht beistimmen und behalte mir vor, meine Einwürfe und Gegenbeweise am geeigneten Orte vorzubringen.]

Jetzt zurück auf unseren Rübenacker.

Es ist ja, wie männiglich und weibiglich weiß, heutzutage Mode geworden, sich vor dem geduldigen Publikum auf ein selbstbiographisches Schaugerüst zu stellen und den Leuten zuzurufen: „Schaut, schaut, was bin ich für ein Tausend-

sappermenter und Millionenschwerenöther!" Die Verständigen unter den Schauern und Hörern — also allerdings nur eine kleine Minderheit — sie zucken freilich die Achseln zu solcher Selbstbespiegelung und sagen „Eitelkeit der Eitelkeiten! Auch beim ehrlichsten Willen kann der Selbstbiograph nur ein Schönfärber sein." Unterstützt! Man nehme doch die berühmteste der deutschen Selbstbiographieen, die göthe'sche. Wird jetzt, nachdem die Akten von Göthe's Lebensgeschichte ziemlich vollständig vorliegen, noch jemand behaupten wollen, in „Dichtung und Wahrheit" sei der wahre, wirkliche, ganze Göthe zur Erscheinung gebracht, der Göthe der Sturm- und Drangzeit? Nein, sondern, wenn's hoch kommt, Se. Excellenz der Herr Geheimbderath von Göthe, und zwar eine beträchtlich schöngefärbte Excellenz. Denn die wirkliche war doch mitunter nur eine recht ordinär-geheimräthlich angestrichene.

Seitdem sind Autobiographieen von Autoren gewöhnlich geworden wie Brombeeren und durchschnittlich auch gerade so gehaltvoll. Die vor-

liegende hat zum Helden und Rhapsoden den am 12. November 1808 zu Rankendorf in Mecklenburg-Schwerin geborenen Dichter Wilhelm Rogge und sie war, so ich recht berichtet bin, ursprünglich bestimmt, einer Gesammtausgabe von Rogge's Dichtungen als Einleitungsband voranzustehen. Ich muß leider befürchten, daß der Name Rogge diesem Leser oder jener Leserin nur sehr flüchtig oder gar nicht bekannt sein dürfte. Wenigstens in Süddeutschland gehört er zu den unbekannten Größen. Und das bedaure ich aufrichtig. Denn Rogge i s t ein Dichter, obzwar keiner von denen, welche der denkträgen und urtheilslosen Menge gefallen. Es ist etwas vom Hellenenthum im besten Sinne in ihm, und was seine Formvollendung angeht, so darf er sich kecklich neben Platen stellen. Am bekanntesten ist seine viermal aufgelegte „Westminster-Abtei" geworden, eine lyrisch-epische Schilderung voll von warmer Gefühlswallung und reichem Gedankengehalt. Das, was man so populär nennt, kann Rogge nie werden. Wenn man seinen

„Hain der Erinnyen“ und seine „Götterdämmerung“ lies’t – beide Gedichte gehören zu seinen vollendetsten Hervorbringungen — merkt man, daß er ein Dichter für Dichter. Das hat er mit Shelley gemein, dessen Phantasie sich freilich höher zu schwingen vermochte, weil ihm nicht so viele Centner gemeinster Erdensorgen an den Füßen hingen wie seinem deutschen Wahlverwandten.

Ja, die traurige Geschichte vom „Lorbeerbaum und Bettelstab“ nimmt in Deutschland kein Ende und die „Lorenz-Kindlein“ sterben nicht aus. Eine andere und zwar fragwerthe Frage ist freilich, ob die Lorenze nicht mehr oder weniger häufig ihre Missgeschicke selber verschuldeten. Natürlich gibt uns das in Rede stehende Buch kein Material zur Beantwortung dieser Frage an die Hand: es ist ja eine Selbstbiographie. In vielem sehr aufrichtig, ist sie es keineswegs in allem. Warum sie der Verfasser „Ein seltenes Leben“ betitelt hat, ist mir unerfindlich. Richtiger wäre gewesen „Ein literarisches Nomadenleben“.

könnte, und gerade darum hatte er sie aufgestellt. Schon die Rücksicht auf seine Bundesgenossen, die deutschen Fürsten, mußte ihn hierzu bewegen, da er sich ja denselben gegenüber verpflichtet hatte, nur gemeinsam mit ihnen den großen Streit zu entscheiden. Ledigte er nun aber den König des Bannes, so war damit der scheinbar berechtigten Verrätherei der deutschen Aristokratie die Basis entzogen und mußte dieses Präcedens dem ganzen Handel eine andere Wendung geben. Es ist daher nur gerecht, zu sagen, daß Gregor sich in einer häßlichen Klemme befand, als der König durch sein unvermuthetes Erscheinen in Italien ihm den Weg nach Deutschland abgeschnitten hatte und sich anschickte, ihm, so zu sagen, auf den Leib zu rücken, obzwar nur als bittender Büßer. Das Verhalten, welches der weiland Bauernjunge von Roavakum, der es dahin gebracht hatte, in den Augen der Gläubigen für den „fleischgewordenen Christus" zu gelten, in den nächsten Tagen dem gebannten Könige gegenüber einhielt, sieht allerdings wie steinherziger Größenwahn aus,

und wie bei Beschreibung dieses Erlebnisses, so gibt er auch an anderen Stellen seiner Lebensgeschichte manchen beachtenswerthen Wink zum Verständniß der Zeitgeschichte. Er sollte Theologie studiren, wurde aber wie so viele andere vor und nach ihm durch philologische und philosophische Studien davon abgebracht. Auch begann er in Göttingen eifrig zu dichten. Sintemalen man aber von Rhythmen und Reimen nicht satt wird, wollte sich Rogge zum mecklenburgischen Prinzensprachmeister ausbilden und ging zu diesem Zwecke nach Paris und London. Am ersteren Orte sah er Börne und Heine und weiß theilweise neues von ihnen zu berichten. Heine's Frau Mathilde „sah ziemlich ärmlich und wasserscheu" aus. Sehr beachtenswerth und unseren unfehlbaren Päpsten der Kraftstoffelei zur Beherzigung zu empfehlen ist die Aeußerung: „Heine ist in seiner langjährigen Krankheit von ganz eigenthümlichem Interesse und er kann den Beweis liefern, daß Kraft und Stoff, Geist und Materie doch nicht so ganz identisch sind, wie die Materialisten

behaupten. Man denke sich diesen originellsten Geist in seinem vollständig zerrütteten Körper, der keinem Federdruck seines Maschinenmeisters mehr Gehör gibt und Folge leistet. Und in dieser nichtsnutzigen Behausung manifestirt sich der Geist unter prometheischen Qualen in all jener Majestät und Glorie, als ob ihm ein appollonischer Gliederbau zur Verfügung stände. Derselbe Witz, dieselbe Ausgelassenheit und ein Humor, der den Zeus mit seinem ganzen Olymp vor lachen hätte erschüttern können, erschallt aus diesem elenden Wrack." Wie in Paris und London, so ist Rogge auf der Wanderbahn seines Lebens auch anderwärts mit vielen vorragenden Menschen und eigenartigen Gesellen bekannt geworden und diese Bekanntschaften machen einen der Reize seiner Selbstbiographie aus.

Ich sprach von einer „Wanderbahn" seines Lebens und leider mit Fug und Recht. Denn es wäre dem Dichter, auch um seines Dichtens willens, eine größere Ständigkeit und Stätheit der Existenz sehr zu wünschen gewesen. Die

Prinzensprachmeisterei in Schwerin hielt nicht lange vor; und ihr folgte ein pädagogisches und publicistisches Nomadisiren, welches den Dichter mit Weib und Kind unstät in Norddeutschland und später auch in Süddeutschland herumrüttelte. Ein rollender Stein setzt aber bekanntlich kein Moos an und mit dem „Moos" im studentischen Sinne, d. h. eigentlich mit dem Nichtmoos hatte daher unser Dichternomade seine unliebe Noth. Rogge's Erfahrungen erinnern vielfach an die Vorkommnisse der bettelhaften Lebensführung unserer mittelalterlichen Minnesänger. Ja, ja, was Hölderlin in seinem „Hyperion" über das Verhalten der Deutschen zum Ideal und seinen Trägern zürnend gesagt hat, mag etwas zu drastischgrob sein; aber im Grunde bleibt es doch wahr, obzwar unsere Hofpoeterei und Hofrätherei es leugnen möchten.

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so ergehen wird, aber mich hat von der Elendigkeit und Unhaltbarkeit unserer gesellschaftlichen Zustände diese Lebensbeschreibung eines deutschen

Poeten eindringlicher überzeugt als alle die grellen, krassen, immer zur Hälfte, oft zu zwei Dritteln verlogenen Schilderungen, welche die gewerbsmäßigen, „vor Bezahlung" reisenden und predigenden Agitatoren vom „socialen Elend" entwerfen. Die satte Selbstgefälligkeit des zahlungsfähigen Optimismus hat von den Nöthen der Kleinbauerschaft und des Kleingewerbes, sowie von der Sorgenlast, welche auf dem gebildeten Mittelstande liegt, zumeist keine Ahnung. Drängt sich ihr dann und wann eine auf, so treibt sie „Verschmierungspolitik", d. h. sie streicht rasch die bekannte Phrasensalbe von des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit u. s. w. darüber. Weil der Herr Optimismus von Jahr zu Jahr mehr Fett ansetzt, behauptet er, es gebe eigentlich gar keine mageren Menschen. Es gibt aber trotzdem welche, viele, sehr viele, und daß diese das Dogma von der sittlichen Weltordnung anders ansehen als die fetten, ist doch wohl natürlich. Unser Selbstbiograph nun gehört ganz entschieden

Prinzensprachmeisterei in Schwerin hielt nicht lange vor; und ihr folgte ein pädagogisches und publicistisches Nomadisiren, welches den Dichter mit Weib und Kind unstät in Norddeutschland und später auch in Süddeutschland herumrüttelte. Ein rollender Stein setzt aber bekanntlich kein Moos an und mit dem „Moos" im studentischen Sinne, d. h. eigentlich mit dem Nichtmoos hatte daher unser Dichternomade seine unliebe Noth. Rogge's Erfahrungen erinnern vielfach an die Vorkommnisse der bettelhaften Lebensführung unserer mittelalterlichen Minnesänger. Ja, ja, was Hölderlin in seinem „Hyperion" über das Verhalten der Deutschen zum Ideal und seinen Trägern zürnend gesagt hat, mag etwas zu drastischgrob sein; aber im Grunde bleibt es doch wahr, obzwar unsere Hofpoeterei und Hofrätherei es leugnen möchten.

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so ergehen wird, aber mich hat von der Elendigkeit und Unhaltbarkeit unserer gesellschaftlichen Zustände diese Lebensbeschreibung eines deutschen

Poeten eindringlicher überzeugt als alle die grellen, krassen, immer zur Hälfte, oft zu zwei Dritteln verlogenen Schilderungen, welche die gewerbsmäßigen, „vor Bezahlung" reisenden und predigenden Agitatoren vom „socialen Elend" entwerfen. Die satte Selbstgefälligkeit des zahlungsfähigen Optimismus hat von den Nöthen der Kleinbauerschaft und des Kleingewerbes, sowie von der Sorgenlast, welche auf dem gebildeten Mittelstande liegt, zumeist keine Ahnung. Drängt sich ihr dann und wann eine auf, so treibt sie „Verschmierungspolitik", d. h. sie streicht rasch die bekannte Phrasensalbe von des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit u. s. w. darüber. Weil der Herr Optimismus von Jahr zu Jahr mehr Fett ansetzt, behauptet er, es gebe eigentlich gar keine mageren Menschen. Es gibt aber trotzdem welche, viele, sehr viele, und daß diese das Dogma von der sittlichen Weltordnung anders ansehen als die fetten, ist doch wohl natürlich. Unser Selbstbiograph nun gehört ganz entschieden

Prinzensprachmeisterei in Schwerin hielt nicht lange vor; und ihr folgte ein pädagogisches und publicistisches Nomadisiren, welches den Dichter mit Weib und Kind unstät in Norddeutschland und später auch in Süddeutschland herumrüttelte. Ein rollender Stein setzt aber bekanntlich kein Moos an und mit dem „Moos“ im studentischen Sinne, d. h. eigentlich mit dem Nichtmoos hatte daher unser Dichternomade seine unliebe Noth. Rogge's Erfahrungen erinnern vielfach an die Vorkommnisse der bettelhaften Lebensführung unserer mittelalterlichen Minnesänger. Ja, ja, was Hölderlin in seinem „Hyperion“ über das Verhalten der Deutschen zum Ideal und seinen Trägern zürnend gesagt hat, mag etwas zu drastischgrob sein; aber im Grunde bleibt es doch wahr, obzwar unsere Hofpoeterei und Hofrätherei es leugnen möchten.

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so ergehen wird, aber mich hat von der Elendigkeit und Unhaltbarkeit unserer gesellschaftlichen Zustände diese Lebensbeschreibung eines deutschen

Poeten eindringlicher überzeugt als alle die grellen, krassen, immer zur Hälfte, oft zu zwei Dritteln verlogenen Schilderungen, welche die gewerbsmäßigen, „vor Bezahlung“ reisenden und predigenden Agitatoren vom „socialen Elend“ entwerfen. Die satte Selbstgefälligkeit des zahlungsfähigen Optimismus hat von den Nöthen der Kleinbauerschaft und des Kleingewerbes, sowie von der Sorgenlast, welche auf dem gebildeten Mittelstande liegt, zumeist keine Ahnung. Drängt sich ihr dann und wann eine auf, so treibt sie „Verschmierungspolitik“, d. h. sie streicht rasch die bekannte Phrasensalbe von des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit u. s. w. darüber. Weil der Herr Optimismus von Jahr zu Jahr mehr Fett ansetzt, behauptet er, es gebe eigentlich gar keine mageren Menschen. Es gibt aber trotzdem welche, viele, sehr viele, und daß diese das Dogma von der sittlichen Weltordnung anders ansehen als die fetten, ist doch wohl natürlich. Unser Selbstbiograph nun gehört ganz entschieden

zu den Nichtfetten, aber das hindert ihn keineswegs, ein treuer und begeisterter Idealanbeter zu sein.

Diese standhafte Idealgläubigkeit inmitten aller Sorgen und Bedrängnisse der „gemeinen Wirklichkeit" hat etwas Herzbewegendes, etwas ungemein Rührendes. Da ist ein Mann von edler Begabung und reichem Wissen, der sich aus der dunkelsten Tiefe der Armuth und Verlassenheit zur vollen Kulturhöhe seiner Zeit und seiner Nation heraufgearbeitet und es doch auf dieser Höhe nur zur problematischen Existenz eines Nomaden der Intelligenz gebracht hat. Dieser Zwiespalt von Ideal und Leben zeigt uns bald die tragische, bald die komische Seite. Tragisch nämlich nenne ich es, wenn ein Dichter, in dessen Seele der Freiheitsgedanke des Jahrhunderts als Leitmotiv waltet, von des Lebens Nothdurft gezwungen wird, heute diesen ordinären, morgen jenen ordinärsten fürstlichen Gönner um das liebe tägliche Brot anzusingen. Freilich kann man sagen, daß er seine Zeit besser hätte anwenden können.

Komisch dagegen wirkt es, wenn wir erfahren, welche Folgen die Ansingerei mitunter hatte. Namentlich in Hannover, der Welfenstadt, allwo, wie Rogge (S. 284 fg.) erzählt, „unserem Dichter ein eigenthümliches Abenteuer begegnete.“ Ein bei dem blinden König Georg vielgeltender Dr. Lohmann empfahl demselben den Dichter der „Westminsterabtei“, der „Bianca Vanezzi“, des „Kaiser Heinrich der Vierte“, des „Musodoron“ und so vieler Oden, Elegien und Balladen angelegentlichst. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Mittheilung“, bemerkte der König darauf. „Das alles, was Sie mir da sagen, war mir unbekannt. Ich will etwas für den Mann thun und es soll ihm gut gehen; verlassen Sie sich darauf.“ Niemand war glücklicher über diese schönen Aussichten als unser (damals in Hannover lebender) Dichter und seine knapp gehaltene Familie und sie bereiteten sich nach Weise der Familie des Vikars von Wakefield köstliche Zukunftsgerichte. „Aber — fährt der Autobiograph fort — Adam und Eva können nicht unsanfter

aus dem Paradiese hinausgeworfen sein, als unser Dichter aus seiner idealen Traumwelt und den Hoffnungen auf eine sonnige Zukunft herausgerissen wurde. Auf die Polizei citirt, wurde ihm eröffnet, daß des Königs Majestät in Gnaden geruhen wolle, dem Dr. Rogge ein letztes -- (es war aber dieses letzte zugleich das erste) -- Gnadengeschenk von zweihundert Thalern zu bewilligen unter der Bedingung, daß er sofort mit seiner Familie Hannover verlasse." Auch von den Mäcenassen Frankfurts am Main weiß Rogge ein gar hübsches Liedlein zu singen und zwar aus dem Jahre 1874. Er hatte ein Epigramm auf Danneckers Ariadne gedichtet, ein Epigramm, das mit Ehren in der griechischen „Anthologie" stehen könnte, und wähnte durch Mittheilung desselben den millionärischen Besitzer von Danneckers Meisterwerk erfreuen zu können. „Kunstschwärmer werden vielleicht denken, der Millionär habe den Dichter des schönen Epigramms aufgesucht oder zu sich eingeladen. Statt dessen erhielt Rogge nach längerer Zeit ein Schreiben von dem Sekretär

des Herrn Baron mit der Einlage eines — Fünfguldenscheins." Friedrich der Große honorirte dereinst bei einer ähnlichen Gelegenheit die Anna Karschin mit zwei Thalern. In anbetracht nun, daß der Geldwerth seit dazumal enorm gesunken ist, war der Rokoko-König gegen die deutsche Muse immer noch großmüthiger als der moderne Geldproz . . . .

Ich habe oben auf eine Stelle beim Hölderlin angespielt. Wenn ich die Summe von dem dichterischen Wollen und Vollbringen des Mannes, mit welchem diese Zeilen sich beschäftigten, zusammenstelle mit der Summe seiner Selbstbiographie, so möchte ich ihm und anderen zum Troste ein anderes hölderlin'sches Wort sagen, — dieses: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände."

7.

December 1877.

Unsere Literatur ist nachgerade recht salon- und hoffähig geworden. So vornehm, daß ein Autor, der auf Anstand und mehr noch auf Zeitgemäßheit hält, kaum mehr vor dem lieben Publikum sich sehen lassen kann, ohne ein „Von“-Feigenblatt vor seine bürgerliche Blöße geklebt zu haben. Erfreulich ist es auch, wahrnehmen zu können, daß unsere modische Musenjungenschaft den Lehrspruch Göthe's vom Anfragen bei edlen Frauen nach dem Ziemlichen eifrigst beherzigt. Die Damen ihrerseits sind nicht spröde, gefällig und ausgiebig zu antworten, und von je höher diese Antworten herabfallen, um so gewichtiger und durchschlagender sind sie natürlich. Daher kommt es, daß wir uns jetzo häufig an Belobigungs-Attesten erbauen können, welche diese Herzogin von Kuhschnappel jenem großen Lyriker oder jene Fürstin von Trippsdrill diesem größeren Epiker auszustellen allergnädigst geruht haben.

Ist gar ein Buchhändler so glücklich, in seinen Reklamen die deutsche Kaiserin als Belobigerin figuriren lassen zu können, so darf er kecklich zwar nicht das mittelalterliche, aber doch das moderne Ostermesse-Gelächter aufschlagen und dazu in seinem wie in seines poetischen Klienten Namen einen lyrischen Purzelbaum schlagen — was alles wir ja neulich erlebt haben.

Ein ordonnanzsmäßig gebauter und mit der nationalkautschuklichen Etikette beklebter deutscher Reichsbürger thut nur seine Schuldigkeit, wenn er vor den Herren Von-Literaten, item auch vor den hohen, höheren, höchsten und allerhöchsten Lobspenderinnen allen möglichen Respekt hat und demnach in einem neuen goldenen Zeitalter deutscher Literatur mittendrinn zu stehen überzeugt ist. Maßen es aber, wie es scheint, auch noch andere, nicht patentirte, nicht schablonisirte, nicht etikettisirte Deutsche geben muß, so ist es diesen mit vorausgesetzter Genehmigung einer hochpatriotischen Juden- und Christenheit vielleicht erlaubt, die bescheidene Privatmeinung zu haben, die

deutsche Literatur sei genau in demselben Maße, in welchem sie „vornehm" wurde, flach und flau geworden. Es liege, meinen diese Deutschen schlichtweg, — es liege Mittelmäßigkeit in der Luft, ein ebenso anmaßliches als unmäßiges Alexandrinenthum mache sich überall breit und man spüre gar merkbar den fatalen Geruch von Byzantinischem. Und ferner, geradheraus und mit Beiseitestellung der indirekten Redeweise gesprochen, — ferner greift die jammersäligste Heuchelei in der Literatur immer weiter um sich. Endlich geht die unverschämte Zudringlichkeit, womit klägliche Pygmäen unseren Riesen an den Beinen emporklettern, bis zum Verblüffenden. Unsere Landsleute scheinen so alles Gefühl der Pietät für das Große und Größte verloren zu haben, daß stupide Banausier frevelhafte „Bearbeitungs"-Hände an unsere höchsten Heiligthümer legen dürfen, um der erbärmlichsten Schwachnervigkeit und Scheinheiligkeit zu schmeicheln. Sogar an dem Faust Göthe's, dem ersten Gedichte der Welt, ist unlängst eine solche

„Bearbeitung", d. h. die ödeste, blödeste, schnödeste Vereselung verübt worden. Als ob es Wolfgang dem Einzigen in den Sinn gekommen wäre, beim Schaffen seines ewigen Werkes an den vornehmen und gemeinen Theater-Janhagel zu denken! Seid ihr physisch und moralisch zu sehr verkommen, um den Faust, so wie er von seinem olympischen Vater gezeugt wurde, ertragen zu können, wohlan, so mag er für euch gar nicht vorhanden sein. Wenn ihr es aber wagt, schändende Hände daran zu legen, so werdet ihr erfahren, daß immer noch gesunde Ruthen auf deutschem Boden wachsen, um euch damit auf die frechen Finger zu schlagen. Im übrigen —

„Im übrigen und dies beiseiten
Bin ich ein Mann voll Höflichkeiten."

Denn jetzund frag' ich ein mehr oder minder zu verehrendes Publikum, ob in unserer schmierigen Bankzettelzeit nicht jedermänniglich seine Freude habe, so ihm mal wieder ein blankes und scharf-geprägtes Stück Hartgeld, Gold oder Silber, zu

Handen kommt. Wohl also, ein ähnliches Gefühl wandelt einen an, wenn aus der ungeheuer breiten Fläche der allermodernsten Literatur ein Schriftsteller mit eigenartigen Zügen sich erhebt, eine festumrissene Gestalt, auf sich selbst gestellt, frisch ausschreitend wie einer, dem es ganz gleichgiltig, ob sein Schuhwerk salonmäßig und seine Halsbinde hoffähig oder nicht, item auch ganz unbekümmert, ob er dem süßen und sauren Lesepöbel gefalle oder nicht.

Für einen solchen Autor nahm ich schon bei seinem ersten Auftreten den Neuling, der uns „Aus Halb-Asien“ so neue und merkwürdige Dinge zu melden wusste und uns von dort her eine ganze Bildergalerie mitbrachte; Landschaften, Historien und Genrebilder voll Linienbestimmtheit und Farbenreinheit. Auch unter seine „Juden von Barnow“ ließ ich mich gern durch Franzos führen und ich glaube fast, daß mir diese armen Menschen mehr Theilnahme abgewonnen haben, als die berühmtesten Kinder Israel des Alten und des Neuen Testaments.

Der Verfasser der genannten beiden Bücher, dachte ich, hat das Zeug zum Kämpfer wie zum Poeten und hat den Muth, eigene Wege zu wandeln, im Nothfall sich auch neue zu bahnen, statt auf der Heerstraße den ordinären gelehrten oder belletristischen Hundetrab anzuschlagen, welcher zeitgemäße Streber zu den Ehren und Würden von Alexandria und Byzanz bringt. Dann sagte ich mir: Jung muß der Mann sein, recht jung; denn sonst ginge er ja nicht so herzhaft, rücksichtslos und geradenwegs gegen Barbarei, Dummheit, Niederträchtigkeit und Tyrannei vor und an, würde die Dinge nicht so mit ihren wahren Namen nennen, würde bemänteln, statt bloßzudecken, verschmieren und vertuschen, statt an den Tag zu bringen und klarzustellen.

Wir alten ausgemusterten Idealisten finden einen solchen Wahrheitseifer, eine solche Geradheit, Grundsätzlichkeit und Rücksichtslosichkeit schön und haben unsere Freude daran, selbst auf die Gefahr hin, den großen Eiertanzkünstlern und Stockspringern zu missfallen, welche die ganze Moral und

die ganze Politik glücklich auf die leichthandirliche Formel „opportun oder inopportun“ gebracht haben.

Unser Autor ist — Dank den Göttern! — von solcher Staatsmännischkeit noch nicht angekränkelt, sondern, wie gesagt, jung, gesund und gradaus. Ob er es jemals zum Von-Franzos und zum Hofrath bringen werde, ist zweifelhaft, aber für uns von keinem Belang. Uns genügt, daß er in ganz ungewöhnlichem Maße das Wissen, die Anschauungsgabe und die Gestaltungskraft besitzt, uns ein seltsam Stück Erde mit seltsamen Menschen darauf vor die Augen hinzuzaubern, greifbar anschaulich, pulsirend von Leben. Man spürt durchweg, der diese vor uns sich bewegenden, redenden, handelnden und leidenden Figuren formte, hatte sie vorher geschaut. Mit dem „Hineingreifen ins volle Leben“ allein ist es aber nicht gethan; man muß auch das Herausgreifen verstehen. Denn nicht alles und jedes, was Franzos in „Halb-Asien“ gesehen, eignete sich zu einer charakteristischen Darstellung. Bei der Auswahl

seiner Stoffe bewährte der Verfasser eben das Auge des Poeten, das Stilgefühl des Künstlers, und da er für jedes den entsprechenden Ton in der Brust und die richtige Tinte in der Feder hat, konnte er seinen Stoffen vollständig gerecht werden und so erschütternde Schildereien geben wie „Janku der Richter“ oder so lachende wie „Wladislaw und Wladislawa“.

Die neue, unlängst erschienene Leistung unseres Autors hat die Erwartungen, welche seine Erstlinge erregten, nicht getäuscht. Es ist noch dieselbe Frische, dasselbe hell und heiß lodernde Jugendfeuer darin, auch dieselbe Formplastik, aber die Anschauung ist umfassender und tiefer, die Darstellung hat ihre Mittel mehr in der Hand und verfährt zielbewusster. Man sieht, Franzos ist ein Strebender, was bekanntlich ein ganz ander Ding als ein „Streber“. Jener strebt, sich zu entwickeln, dieser, andere zu verwickeln, nämlich in sein Interesse.

Das neue Buch, von dem wir handeln, heißt: „Vom Don zur Donau“, mit dem Zusatze: „Neue

Kulturbilder aus Halb-Asien". Es könnte ebenso gut „Halb-Barbarien" heißen, denn der Schauplatz, auf welchen Franzos uns diesmal führt, ist der frühere: Galizien, Podolien, die Ukraine, Bulgarien, Rumänien „und der Enden", wie die Schweizer sagen. Der Inhalt des Buches ist reich und wechselnd; er setzt sich aus etnographischen Schilderungen, kulturgeschichtlichen Novellen und literarhistorischen Studien zusammen. Franzos ist aber völlig berechtigt, in der Vorrede zu betonen, daß sein Werk keineswegs nur „ein zufälliges Konglomerat von Artikeln" sei, sondern ein „einheitliches". Die Einheit des Buches erwächst aus dem Grundwollen des Verfassers, uns Land und Leute von Halb-Asien nach allen Seiten hin kennen zu lehren. Daß hierbei eine kräftig polemische Ader durch das ganze Werk laufen musste, lag in der Natur des Stoffes. Denn Franzos konnte ja nicht umhin, auf die Ursachen und die Ursächer der zum Theil ganz gräulichen Zustände in jenen Gegenden hinzuweisen; und wie hätte das ohne Entrüstung geschehen können?

Der erste Band hebt mit dem „Onkel Bernhard“ an, zu welchem als Seitenstück das Eröffnungs-Kapitel des zweiten Bandes, betitelt „Die Gezwungenen“, zu stellen ist. Diese beiden Geschichten, welche im Carenreiche spielen, möchten insbesondere unseren berliner Russen zur Betrachtung und Beherzigung zu empfehlen sein. Die neueste Entdeckung und Offenbarung von seiten des Liberalismus und Patriotismus an der Spree geht ja bekanntlich dahin, daß die russischen Kanonen vor Plewna, im Schipka-Paß und anderwärts in der Türkei nur darum donnerten, um der „Humanität“ eine Bahn zu brechen, und die „civilisirende Mission“ des Carismus in ihrem Vollglanze leuchten zu machen. Vielleicht dürfte es aber doch nicht so ganz „inopportun“ sein, aller berliner Neunmalweisheit zum Trotz die Deutschen in Oesterreich wie im Reiche auf die Segnungen dieser civilisirenden Mission beizeiten aufmerksam zu machen und immer wieder aufmerksam zu machen.

An die besten Sachen in dem Novellen-Cyklus „Die Juden von Barnow" erinnert im zweiten Bande des vorliegenden Werkes die Erzählung „Der wilde Starost und die schöne Jütta". In der Schilderung des Judenthums von Halb-Asien entfaltet das Pathos des Verfassers überhaupt seine höchste Kraft und Macht; dabei ist noch zu rühmen, daß er sich von aller Sentimentalität frei hält. Man möchte oft sagen, Franzos handhabe seine Feder wie der Anatom sein Skalpell, so man nicht immer wieder aus seinen Darstellungen den Herzensantheil herausfühlte, welchen der Autor daran hat. In Liebe und in Haß. Nach der letzteren Richtung hin scheint mir Franzos den Polen gegenüber dann und wann zu weit gegangen zu sein. Ich selber bin wahrlich nichts weniger als ein Polenschwärmer, und seit der wüsten Feindseligkeit, welche die Herren Polen 1870/71 gegenüber von Deutschland so lärmend kundgaben, sind sie mir persönlich widerwärtig geworden. Aber trotzdem kann ich mich doch nie und nimmer der Wahrheit verschließen, daß an

dieser Nation ein weltgeschichtliches Unrecht verübt wurde, sowie auch nicht der Einsicht, daß dieses Verbrechen, vom deutschen Standpunkt angesehen, zugleich ein himmelschreiender politischer Fehler gewesen, welchen stockkonservative und nationalliberale Rabulisten gleich vergeblich wegzusophistisiren versuchen werden.

Die eigentliche Glanzstelle auf dem Wege „Vom Don zur Donau“ finde ich da, wo der „Markttag von Barnow“ abgehalten wird. Schon die Beschreibung der Morgenfrühe und des Sonnenaufgangs über der Steppe, womit die Schilderei beginnt, ist prächtig. Als ein Meister in der Zeichnung von Völker-Individualitäten erweist sich der Verfasser sodann, wann er uns in das bunte Gewühl des Marktplatzes der podolischen Stadt führt. Ich glaube nicht, daß, seit Sealsfield-Postl sein „Pflanzerleben“ und sein „Kajütenbuch“ geschrieben hat, im Fache der nationalen Charakteristik und der Rassen-Psychologie so treffliches geleistet worden sei, wie Franzos in diesem Kabinettsstück geleistet hat.

Die Biographie von „Martin dem Rubel" thut Einblicke in das Spiel russischer Diplomaten- und Polizeikünste auf, dem man in Oesterreich etwas mehr, etwas viel mehr Aufmerksamkeit schenken sollte, als man für nöthig zu halten scheint. Zugleich lehrt uns der Autor sehr charakteristische Einzelheiten aus dem Leben und Treiben österreichischer Gymnasien und Hochschulen kennen. Der Abschnitt gibt, obzwar mit Humor durchschossen, an Ernst den literarhistorischen Kapiteln: „Die Kleinrussen und ihr Sänger", „Die geistigen Strebungen der Bulgaren", „Rumänische Poeten" und „Rumänische Sprichwörter" nichts nach. Durch die Veröffentlichung dieser literaturgeschichtlichen Studien hat Franzos Fachmänner, sowie Literaturfreunde überhaupt zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Für viele dürfte ganz neu sein, was er namentlich über kleinrussische Poesie beibringt. Ich selbst zwar könnte mich rühmen, den Namen des gefeiertsten Dichters der Kleinrussen, den Namen des Taras Grigoriewicz Szewczenko, bei uns in weiteren Kreisen zuerst

bekanntgegeben zu haben, falls dieses Verdienst nicht vielmehr dem Herrn J. Georg Obrist in Innsbruck zukäme, welcher meine Bekanntschaft mit den Dichtungen des genialen und unglücklichen „Kobsaren“ freundlich vermittelt hat. Zieht man die Summe des Inhalts vom vorliegenden Buche, so muß man sagen, daß weitaus das tröstlichste, was Franzos uns darin bietet, der von ihm in den literarhistorischen Abschnitten geleistete Nachweis der Bildungsfähigkeit von Völkern ist, welche noch so tief im physischen und moralischen Schmutze der Halbbarbarei stecken. Die erquicklichste Frucht, welche die geistige Thätigkeit der Rumänen bislang gezeitigt hat, ist ihr Sprichwörterschatz. Darin ist viel Mutterwitz und auch mehr Geist und Eigenart als in den nachahmenden Versuchen der Kunstpoeten an den Ufern der Dombrovitza.

Ein Buch übrigens für nervenschwache Damen und Herren ist „Vom Don zur Donau“ nicht. Der Gesammt-Eindruck, welchen es hervorbringt, ist düster. Wir wandeln darin unter einem

schweren, zumeist bleigrauen Himmel und auf einem mit Unkraut und Koth bedeckten Boden. Von Theekesselfühlsamkeit, Glattstreichelung und Schönfärberei keine Spur. Herbe Thatsächlichkeit und strenge Wahrhaftigkeit durchweg. Ein Hauch hochtragischen Ernstes geht durch das Buch, und wo darin gelacht wird, klingt das Lachen bitter wie der Schmerz und schneidend wie die Verzweiflung. So z. B. in dem Abschnitt „Henker und Bajazzo", wo etliche der vielen grotesken Brutalitäten erzählt werden, welche zu Anfang der fünfziger Jahre die Reaktion in Oesterreich zur größeren Ehre von Altar und Thron verüben zu müssen glaubte.

Zum Schlusse muß ich sagen, daß ich sehr begierig wäre, zu erfahren, in welchem Schubfache der berühmten „sittlichen Weltordnung" Völkerzustände, wie sie „vom Don zur Donau" seit Jahrhunderten vorhanden, eigentlich unterzubringen seien. Vielleicht gibt mir mein Freund Carriere, der kenntnißreiche und begeisterte Apologet und Prediger genannter Weltordnung,

darüber Auskunft. Er hat mir unlängst den sanften Vorwurf gemacht, daß ich die Kreuzzüge einen riesigen Schwindel genannt und doch die großen kulturgeschichtlichen Folgen derselben anerkannt hätte. „Wie reimt sich das?“ fragte er. Gar nicht. Aber gibt es denn — namentlich auf religiösem Gebiete — nicht noch gar manche gleich riesige oder noch riesigere Schwindel, deren welthistorische Wirkungen sich auch sehr schlecht oder gar nicht mit ihren Ursachen reimen? Mitunter bedarf es sogar nicht einmal eines riesigen Schwindels, um gewaltige Völkerbeben mit unberechenbaren Folgen hervorzurufen. Ein winziger thut's auch, zum Beispiel die spanische Thronkandidatur eines sigmaringer Prinzen. Wollte ich mich auf Carriere's Standpunkt stellen, so könnte ich ihn fragen: Wie reimt sich „Halb-Asien“ mit der „sittlichen Weltordnung“? Oder auch: Wie reimt sich der Varzinismus mit dem Konstitutionalismus? Oder wie reimt sich die Reichsfinanznoth mit der Fünfmilliardenbeute? Oder wie reimt sich notorische Gründergenossen-

Unfehlbarkeitgrößenwahns schließlich noch einmal durchbrochen haben. Immerhin wird Pius der Neunte eine der denkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts bleiben, auch wenn man ihn rein nur für eine Marionette der Jesuiten ansehen will oder kann. Er liefert einen glänzenden Beweis für den alten Satz, daß Kleider Leute machen, weltgeschichtliche Figuren sogar. Was wäre Giovanni Mastai-Feretti ohne Papstornat und Tiara gewesen? Gewiß nichts als ein ordinärer italischer Conte. Als Pius der Neunte dagegen stellte dieser höchst mittelmäßige Kopf und unwissende Prälat etwas vor in der Welt, etwas Großes, Ungeheures; denn er repräsentirte ja Riesigmächtiges: — das Ewig-Dumme. Und Muth hatte dieser Größenwahnwitzige, das muß man sagen. Ein Feigling hätte gar nicht zu denken, geschweige zu thun gewagt, was er that. Er schlug seinen Fischerring alswie, so zu sagen, einen tirolischen Schlagring der modernen Kultur mitten ins Gesicht und stellte die Dunkelvölle des 11. Jahrhunderts keck in die Gaslichtshelle

des 19. hinein. Der Syllabus vom 8. December 1864 ist eins der wundersamsten Aktenstücke der Kulturgeschichte. Ein Triumphlied des Ewig-Dummen von A bis Z! Nebenbei eine Urkunde, welche der Nachwelt darthun wird, was für ein erbärmliches Geschlecht die Menschen unseres Jahrhunderts sein mussten, um solchen Schimpf sich gefallen zu lassen. Möglich freilich auch, daß unsere Nachfahren meinen, wir müssten recht kluge Leute gewesen sein, maßen wir das Encyklikaskandal für einen schlechten anachronistischen Spaß angesehen und als solchen nur eines spöttischen Achselzuckens gewürdigt hätten .....

Die Russen sind „drinnen" und die „Fahne des Propheten", vor deren Faltenrauschen dereinst Europa erbebte, blieb als der vermoderte Lappen, der sie ist, ruhig in ihrem Futteral. Der Car wird wohl allergnädigst eine Weile noch ein Scheinsultanat gestatten, wie ja seine Vorgänger und Vorgängerinnen zu ihrer Zeit auch verschiedene tatarische und kalmükische Scheinchanate, item kurländische Scheinherzogthümer und polnische

Unfehlbarkeitgrößenwahns schließlich noch einmal durchbrochen haben. Immerhin wird Pius der Neunte eine der denkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts bleiben, auch wenn man ihn rein nur für eine Marionette der Jesuiten ansehen will oder kann. Er liefert einen glänzenden Beweis für den alten Satz, daß Kleider Leute machen, weltgeschichtliche Figuren sogar. Was wäre Giovanni Mastai-Feretti ohne Papstornat und Tiara gewesen? Gewiß nichts als ein ordinärer italischer Conte. Als Pius der Neunte dagegen stellte dieser höchst mittelmäßige Kopf und unwissende Prälat etwas vor in der Welt, etwas Großes, Ungeheures; denn er repräsentirte ja Riesigmächtiges: — das Ewig-Dumme. Und Muth hatte dieser Größenwahnwitzige, das muß man sagen. Ein Feigling hätte gar nicht zu denken, geschweige zu thun gewagt, was er that. Er schlug seinen Fischerring alswie, so zu sagen, einen tirolischen Schlagring der modernen Kultur mitten ins Gesicht und stellte die Dunkelvölle des 11. Jahrhunderts keck in die Gaslichtshelle

des 19. hinein. Der Syllabus vom 8. December 1864 ist eins der wundersamsten Aktenstücke der Kulturgeschichte. Ein Triumphlied des Ewig-Dummen von A bis Z! Nebenbei eine Urkunde, welche der Nachwelt darthun wird, was für ein erbärmliches Geschlecht die Menschen unseres Jahrhunderts sein mussten, um solchen Schimpf sich gefallen zu lassen. Möglich freilich auch, daß unsere Nachfahren meinen, wir müssten recht kluge Leute gewesen sein, maßen wir das Encyklika-skandal für einen schlechten anachronistischen Spaß angesehen und als solchen nur eines spöttischen Achselzuckens gewürdigt hätten .....

Die Russen sind „drinnen" und die „Fahne des Propheten", vor deren Faltenrauschen der-einst Europa erbebte, blieb als der vermoderte Lappen, der sie ist, ruhig in ihrem Futteral. Der Car wird wohl allergnädigst eine Weile noch ein Scheinsultanat gestatten, wie ja seine Vorgänger und Vorgängerinnen zu ihrer Zeit auch ver-schiedene tatarische und kalmükische Scheinchanate, item kurländische Scheinherzogthümer und polnische

Scheinkönigskronen gestatteten, bevor das alles in dem Riesenmagen der Hagia Moskawia verschwand. Deutsche Historiker haben viel Mühe und Scharfsinn auf den Nachweis verwandt, daß Peters des Großen bekanntes Testament nur eine literarisch-politische Mystifikation sei. Aber dem erbrachten Nachweise zum Trotz lebt und marschirt das Testament ganz prächtig, bis zum Amur, zum Oxus und zum Euphrat, über die Donau, über den Balkan und zum Bosporus.

Ich erinnere mich mit einer quasi mephistophelischen Genugthuung, daß mich vor kaum einem halben Jahre, im September 1877, als besagtem Testament bei Plewna etzliche Knüppel in den Weg geworfen waren, zwei liebe Freunde fast mitleidig ansahen, als ich schlechterdings nicht glauben wollte, es sei jetzt ein für allemal der Beweis geleistet, wie lächerlich die Besorgniß vor Russlands um sich greifender Macht wäre. „Nicht einmal mit den Türken können die Russen fertigwerden“, hieß es wohlgefällig. Ei, wo sind denn jetzt die Türken? Auf dem Zickzackwege — man

muß doch das Dekorum ein bißchen wahren — zu dem vorhin erwähnten Riesenmagen.

Nachdem der „kranke Mann“ im Turban also glücklich mit Eisen, Blut und Feuer kurirt ist, wird sich der große Heilkünstler von der Newa nach andern Patienten umsehen müssen, damit seine „Kulturmission“ nicht raste. Es wird demnach wohl bald eine „kranke Frau“ geben, die gute Dame Austria, welche ja ohnehin schon etliche Jahre her an der Ausgleichsbleichsucht serbelt. Die Ignatieff, Tschernajeff, Fadejeff und noch verschiedene andere Effs und Offs werden in Verbindung mit ihren czechischen und sonstigen Slavenbrüdern in Oestreich schon dafür sorgen, daß zur besagten Bleichsucht bald auch noch der slavische Brand hinzutrete. Die Herren Magyaren dürften dann verschiedene und bewegliche Ursachen haben, der Staatsmannheit des Beherrschers von Terebes zu gedenken. Und die Deutschöstreicher? Je nun, das sind gute Leute, welche zwar zu Zeiten ein bißchen bellen, aber niemals beißen, und welche sich wie in andere

Krache so auch in den östreichischen Hauptkrach zu seiner Zeit mit guter oder schlechter Manier finden und fügen werden.

Von unserer lieben Frau Germania schweig' ich heute billig. Die Reihe des Krankgesagt- und Kurirtwerdens à la Moskow kommt ja erst später an sie, wann wir beide, liebe Freundin, über die patriotischen Sorgen und Kümmernisse, wie über alle anderen, längst hinwegsein werden. Reichsfeinde sagen, genannte großmächtige Frau sei im russisch-türkischen Handel — in welchem, nebenbei bemerkt, von allen unmittelbar oder mittelbar oder auch scheinbar gar nicht Betheiligten die Türken weitaus am ehrlichsten und anständigsten sich benommen und darum auch von rechtswegen das Spiel verloren haben — ja, also Reichsfeinde sagen, Germania sei im russisch-türkischen Handel als ebenso verschwiegene wie dienstbeflissene Gelegenheitsmacherin des Herrn von Moskow zum Vorschein gekommen. Aber, du lieber Himmel, was sagen Reichsfeinde nicht alles? Wir Reichsfreunde unsererseits fragen:

Hätten etwa die Deutschen den „großherzigen Briten“ die orientalischen Kastanien aus dem russischen Feuer holen sollen? Das fehlte noch! Wir wollen wahrhaft froh sein, so wir schließlich nicht noch kommandirt werden, die türkischen Kastanien unserer theuren Russen gegen die Griffe der großherzigen Briten vertheidigen zu helfen.

Wissen Sie aber, meine Beste, was der Humor davon ist? Nämlich von dem jetzo glücklich und glorreich beendigten Kreuzzug carischer Christlichkeit, Kulturbegeisterung und Humanitätsekstase? Dieses zuvörderst, daß die verschiedenen Kläffer, welche dort unten dem Bären so gelehrig zur Türkenjagd folgten, jetzo erst recht ordentlich unter die Fuchtel kommen und die civilisatorische Mission des heiligen Kantschu gründlich kennen lernen werden. Zweitens — und das ist der bei weitem größere Humor davon — werden wir, so nicht alle Zeichen trügen, es ja wohl noch erleben, daß der Bär und der Leopard zu wüthendem Kampf einander anspringen, damit das Narrenkredo von der Menschenbruderschaft und der

Völkersolidarität um eine recht flammenrothe Beleuchtung bereichert werde. Mir klingt in der Erinnerung ein prophetisch Wort, vor mehr als dreißig Jahren von einem Manne gesprochen, welchem ich sehr zugethan war und ob dessen vergessenem Gebein und verschollenem Namen schon lange der Rasen einer virginischen Prairie grünt. Wollen Sie es hören?

„England! Du hast gehämmert und geschmiedet,
Gewebt, gewalkt, gewirkt und appretirt,
Gebohrt, geschürft, gekocht, gedampft, gesiebet,
Geschachert, prachert, wuchert, spekulirt,
Gelogen und betrogen unermüdet,
Geknechtet, blutgesogen, massakrirt,
Verrathen, wo sich nur Profit dabei fand,
Der Völker frommstes unter Gottes Beistand.

„Schling', schling'! Du stachelst nur des Hungers Qualen
Und reizest nur zu heißrer Gier den Rachen;
Dich sättigen nicht Minister, nicht die Skalen,
Nicht freies Korn, noch andere freie Sachen.
Schling'! Schling' dich fort bis zu Gränze Malen,
Wo des Barbaren Doppeladler wachen.
Und da? Da heißt's „„Die Schwerter aus der Scheide,
Die Welt hat keinen Raum mehr für uns beide!""

Nachschrift vom 1. März 1878. Die Weissagung meines verstorbenen Freundes wird früher oder später in Erfüllung gehen, falls England sein indisches Reich nicht ohne Gegenwehr dahingeben will. Möglich, daß die englische Oligarchie, welche ja ohne die Ausbeutung Indiens nicht existiren kann, zur Einsicht gekommen oder kommt, dermalen sei der unausweichliche Kampf mit Russland immerhin noch leichter und mit größerer Aussicht auf Erfolg zu führen als später, und demnach einen ernsthaften Versuch macht, die Verschluckung des Halbmonds durch den Bären zu verhindern oder wenigstens zu einer unvollständigen zu machen. Möglich aber auch, daß der britische Leopard seinen Schweif, nachdem er mit demselben parlamentarisch und marinistisch regelrichtig demonstrirt hat, wieder zwischen die Hinterbeine klemmt und sich in einen bright'schen Baumwollenballen verkriecht.

Was uns Deutsche betrifft, so hat uns der Herr Reichskanzler mittels seiner Reichstagsrede

vom 19. Februar belehrt, daß Germania zur Rolle einer Maklerin an der Börse der Großmachtspolitik bestimmt sei. Sie ersehen daraus, liebe Freundin, wie sehr ich rechthatte, als ich Sie Mitte Februars, also mehrere Tage vor der Offenbarung vom 19., an den echtdeutschen Lehrspruch „Bescheidenheit die schönste Zier!“ erinnerte. Der Reichskanzler hat auch witzig bewiesen, daß es ein bloßer Aberglaube, zu meinen, die Herrschaft der Moskowiter am goldenen Horn bedeute eine Zunahme der slavischen Macht und diese Zunahme sei gleichbedeutend mit einer Bedrohung des Germanenthums. Der reichskanzlerische Witz rief natürlich das nationalliberale Beifallslachen hervor und wenig fehlte, daß einer der Lacher — vor Zeiten sah ich ihn den Demokraten spielen — in offener Reichstagssitzung vor Entzücken die russische Nationalhymne angestimmt hätte. Wenigstens konnte er sich nicht enthalten, zu „konstatiren“, daß Dinge wie Panslavismus, Peters Testament u. dgl. m. nur Flausen und „Gespenster“ seien und daß es folglich thöricht und „unzeitgemäß“,

auf die russische Politik „misstrauisch“ zu blicken. Schliesslich hoffte der Gute, Deutschland werde auch fernerweit „im Verein mit Russland“ zeigen, dass es ein „Reich der Gerechtigkeit und der freien Entwickelung“ sei. Ist das nicht rührend? „Ein Reich der Gerechtigkeit und der freien Entwickelung“ im Verein mit dem Carismus?

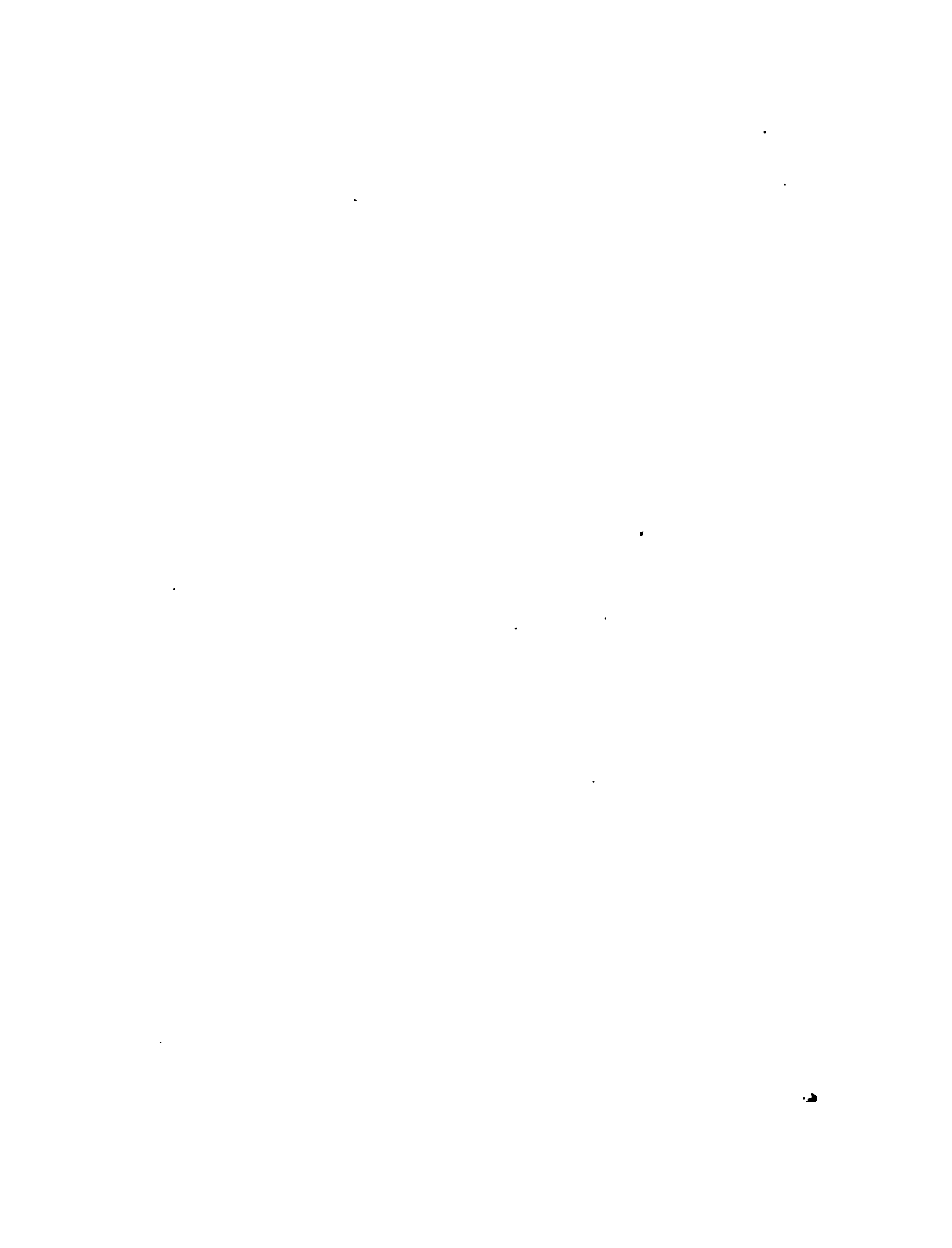
„Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir um's Angesicht?“

Ach nein, ich sehe leider nur zu deutlich! Ich sehe das Traurige, dass nur noch sogenannte oder wirkliche Reichsfeinde ein von der elenden Gunstbuhlerei des Tages nicht eingelulltes Gefühl der Gefahr haben, welche die angebliche Maklerpolitik für unser Vaterland mitschaffen hilft. Und noch etwas anderes seh' ich, den von unserem Platen schon anno 1833 signalisirten „Rubel auf Reisen“. Wie er rollt und gleisst!

„Einst gab's nur einen Kotzebub,
Jetzt gibt's ein ganzes Schock.“



„Sauerampferiana“.



Vorbemerkung.

Mein sechs Fuß tief seliger Freund Jeremia Sauerampfer, welcher ungeachtet des geräuschlosen Daseins, so er geführt, einem mehr oder weniger zu verehrenden Publikum nicht ganz unbekannt geblieben ist, hat mir bekanntlich seinen handschriftlichen Nachlaß vermacht, aus welchem ich etzliche Sauerampferstengel beifolgend mitzutheilen mir erlaube. Der erste ist ein Bruchstück aus den „Denkwürdigkeiten“ Jeremiä, welche ich später vollständig herauszugeben gedenke. Die Jamben „Aus dem Diarium eines Heiden“ und die Stanzen „Philosophie des Bewussten“ sind Proben der poetischen Stilübungen, welche mein Freund zu begehen pflegte, wann er einen seiner Gichtanfälle hatte. Er nannte das „Die Kunst, des Lebens Unverstand mit Rhythmus zu genießen“.

Oktober 1877.

J. S.



I.

Das Gastgeschenk des Genius.

. . . . . Ich habe ein, was man so heißt, prosaisches Dasein geführt. Hatte einerseits für Poesie keine Zeit und anderseits wimmelt unsere Gegenwart so von Dichterkolossen, daß jeder Gedanke an Konkurrenz sich verbot. Mitunter zwar, wann ich unversehens an so ein Riesending stieß und selbiges umfiel, bemerkte ich, daß der Koloß auf thönernen, sehr thönernen Füßen gestanden hatte, und wenn ich dann den vom Kameradschaftswind zum Klassiker aufgeblasenen Papiermann näher untersuchte, fand ich, daß selbiger nur eine Abart, eine literarische Abart von der zeitgemäßen,

reichsfreundlichen, liberalen und lukrativen Gründerei vorstellte. In diesem Geschäftszweige war ich nun vollends ganz unfähig zu konkurriren, da ich als altmodischer Mensch wunderlichst darauf versessen gewesen bin, als anständiger Mann durchs Leben zu gehen, ja sogar so obsoletes Rumpelkammerzeug wie Worttreue, Gewissen und dergleichen mehr in Ehren zu halten.

Obzwar ich nun aber aus diesen und verschiedenen anderen Gründen an die liebe Prosa mich hielt, bin ich doch auf meiner Lebensbahn dann und wann mit der poetischen Welt der Gegenwartsblague und der Zukunftsclaque in Berührung gekommen, wenn auch meist nur auf Distanz, und von so einem Erlebniß will ich jetzo reden.

In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts lebte ich in einer kleinen Stadt der nordöstlichen Schweiz. Diese kleine Stadt soll dermalen, wie ich höre, zu einer europäischen Großstadt hinaufgewachsen worden sein und alle Schattenseiten einer solchen besitzen. Dazumal war es ein lieber

und angenehmer Ort, welcher alle Hilfemittel einer Stadt — z. B. eine sehr reiche Stadtbibliothek — mit ländlicher Ruhe und Einfachheit vereinigte. Auch eine auskömmliche Anzahl von Menschen, mit welchen man ersprießlich verkehren konnte, gab es daselbst. Item einen Wein, der aus „währschaften", an wirklichen Rebstöcken gewachsenen Trauben gekeltert war. (Der geneigte Leser bemerkt, daß ich von einer märchenhaften, von einer Goldenen-Zeitalter-Zeit spreche, die unwiederbringlich dahin.) Bei solchem Wein fand sich nicht allzu selten ein Kreis von guten Gesellen zusammen, die mir lauter liebe Freunde wurden. Die Mischung von Deutschen und Schweizern war gerade die richtige. Es ist da nicht wenig Rebensaft, aber noch mehr Humor verbraucht worden. Wir hatten auch Leute unter uns, die vieler Menschen Städte und Sitten gesehen hatten, in verschiedenen Zonen und Erdtheilen. So mein lieber Freund Samson Barthold, ein eifriger Streber nach Wissen, Wohlwollen und nebenbei auch nach Wohlstand. Auch

die Kunst war in unserem Kreise gut vertreten. So durch meinen lieben Freund Thaddäus Templer, der ein Meister auf dem Piano und der Orgel war, etwas zukunftsmusikalisch angeraucht, aber trotzdem ein gescheider und liebenswürdiger Mensch. Die Stadtkirche besaß eine vortreffliche Orgel, was dazumal in jenen ketzerischen Gegenden eine Seltenheit war, und wenn Meister Thaddäus uns eine rechte Freude machen wollte, so lud er uns zu einem musikalischen Privatissimum in die Kirche und erbaute uns manche liebe Stunde lang durch sein herrliches Spiel. Selbiges war auch weitum bekannt.

Eines Tages theilte uns Templer mit, daß in der nahen Hauptstadt zwei superlativische Zukunftsmusiker grassirten, der große Gaukel und der größere Schwarbel. Er hätte die Wonne gehabt, ihnen vorgestellt zu werden, und sie thäten ihm die sonderbarliche Ehre an, sein Orgelspiel hören zu wollen. Zu diesem Zwecke würden die beiden Größen sammt ihren Damen, begleitet von noch anderen Zukunftsgenussen, nächster Tage

in unsere Stadt sich herausverfügen, welche ja nicht allein um ihrer Orgel willen, sondern auch wegen der feinen Küche des alten Gasthauses „Zur zahmen Frau“ bei Leuten von Genie und künstlerisch gebildetem Gaumen einen wohlbegründeten Ruf hatte. Kurz und gut, die erlauchte Sipp- und Gesellschaft wollte unsern Meister Thaddäus orgeln hören und dann in dem Feinschmeckern wohlbekannten „Sälchen“ der „Zahmen Frau“ ein extrafeines Diner einnehmen.

Das war nun etwas für meinen Freund Samson Barthold, der etwas darauf hielt, mit großen Männern zu verkehren. Er erbot sich, sämmtliche Paragraphen des Diner-Problems mit Herrn Fax, dem Wirth „Zur zahmen Frau“, zu vereinbaren, und seine kulinarisch-national-ökonomischen Bemühungen hatten das Resultat, daß er uns verkündigen konnte, die Geniusse der Zukunftsmusik würden gestehen müssen, daß man im bewussten Sälchen klassischer speis'te und tränke als irgendwo in Wien oder Hamburg oder Paris.

Der große Tag kam. Die beiden Musikmessiasse langten aus der Hauptstadt an, einen ziemlich langen Pfauenschweif von mehr oder minder zukünftigen Berühmtheiten hinter sich herziehend. Ich erinnere mich nur noch, daß auch Jörg Tyrannenknicker und der Herr Professor Pfluder darunter waren, welcher letztere bekanntlich den Darwinismus lange vor Darwin erfunden haben wollte. Unter den Damen stachen zwei hervor: die Frau Herzogin von der Windmühle, des großen Gaukels Nachtsackträgerin, und eine schöne junge Donzella Gaukelina, welcher es, glaub' ich, vorherbestimmt war, nach allerhand Schicksalen zu des größeren Schwarbels Gemahlin erhoben zu werden. Der große Gaukel trug übrigens dazumal noch keine Tonsur, sondern vorerst eine profane Glatze, und den größeren Schwarbel konnte man noch ungefährlich ohne Zwangshemd herumgehen lassen, maßen sein Größenwahn noch keine Hörner geschoben hatte.

Templer orgelte prächtig. Doch konnte ich es mir schon verzeihen, daß ich diesmal meine

Aufmerksamkeit weniger seinem Spiel als seiner Zuhörerschaft zukehrte. Du lieber Himmel, so viel Genialität auf einem so kleinen Raume, ja so zu sagen auf einem Präsentirteller vor sich zu haben, das war denn doch keine Kleinigkeit! Nun aber passirte mir etwas ganz Absonderliches, ja geradezu etwas Blasphemisches, indem sich mir hallucinatorisch die ganze Zukunftsgruppe allmälig in die Zigeunerbande aus Webers Preciosa verwandelte, jedennoch ohne Preciosa. Ich mochte an dieser Respektswidrigkeit noch so unschuldig sein, selbige erschreckte mich doch höchlich und ich war froh, als mit dem Aufhören von Templers Spiel der böse Spuk zerstob.

„Natürlich kommst du mit zum Diner," sagte mein lieber Freund Samson, als wir, die Zukunftsherrlichkeiten ehrerbietig begleitend, die Kirche verließen. „Ich habe einen Platz für dich belegt."

„Schön von dir, aber überflüssig," gab ich zur Antwort.

„Wie?"

„Ich gehe nicht hin, Bester, obzwar ich, wie du weißt, der Gastrosophie des Herrn Fax die höchste Achtung zolle.“

„Aber, was hast du denn?“

„Furcht, Liebster, Furcht. Sag' dir, habe da drinnen in der Kirche eine Vision gehabt, eine Vision! Na, guten Tag und guten Appetit!“

„Aber sei doch kein Narr!“

„Narr hin, Narr her; ich sag': Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, denn sie werfen einem bekanntlich die Stiele ins Gesicht.“ . . .

Im Verlaufe des folgenden Tages kam Freund Samson zu mir hinaus, da ich etwas abseits der Stadt wohnte. Wunderlicher Weise schien mir sein Gesicht etwas länger als gewöhnlich, und daß ein gewisser Leidenszug um seine Augen- und Mundwinkel spielte, war nicht nur Schein, sondern Wirklichkeit.

„Bidamag-buden?“ fragte ich.

„Was?“

„Deutsche sagen Katzenjammer.“

„Ach, nein.“

„Habt ihr denn gestern nicht geschlampampt?“

„Doch. Wenigstens war die Kombination und Komposition des Menu ein faxisches Meisterstück und der Sekt floß reichlich, sehr reichlich.“

Hier seufzte der Gute beweglich und fasste mit seiner rechten Hand an seine linke Brusttasche, als ob ihn dort herum etwas juckte, zwickte oder brännte.

„Also verlief alles im vornehm-olympischen Stil?“ fragte ich weiter.

„Vornehm, ja, insofern nur französisch gesprochen wurde. Jörg Tyrannenknicker redete ein so lyrisches Französisch, daß ich es anfangs für ein klassisches Schwäbisch hielt.“

„Aber es musste von dem Ueberfluß an Geist, der da strömte, doch auch für euch etwas abfallen.“

„Geist? Geist? Mir ist, als röche ich noch den Qualm der Weihrauchpfannen, welche eine der Berühmtheiten vor der anderen anzündete.

Es war geradezu widerlich. Auch das emancipirte Wettrauchen der Damen mit den Herren hatte bald den Reiz der Neuheit verloren. Wir, Templer und ich, langweilten uns nach Noten."

„Nach Zukunftsnoten?"

„Vermuthlich. Was ich aber weiß, ist, daß mir Herr Fax heute früh diese Gegenwartsnote zugeschickt hat."

Sprach's und zog aus seiner Brusttasche ein Papier von erschrecklicher Länge.

„Wie? — die Rechnung für das Symposion der Olympier?"

„Ja."

„Und du hast sie bezahlt?"

„Was sollte ich anderes thun? Ich war ja so dienstfertig gewesen, das verdammte Diner zu bestellen."

„Siehst du, Alter," sagte ich lachend. „Es war doch nicht ohne, wenn ich gestern von Kirschenstielen sprach."

„Du hast gut lachen. Ich aber habe zum Schaden natürlich noch den Spott. Die dumme

Geschichte ist schon in der ganzen Stadt herum. Vorhin begegnete mir der Rektor vom Gymnasium und redete mich als „Herr Trimalchio“ an. Der Teufel weiß, was er damit meinte, der alte Schalk. Jedenfalls kein Kompliment.“

„Ein Kompliment allerdings nicht gerade. Aber lass' doch die Leute schwatzen und lachen und tröste dich mit einem Wahrspruche Göthe's.“

„Göthe's?“

„Freilich. Im Tasso, weißt du? sagt die gescheide und praktische Leonore zur Prinzessin:

> „Stets ist es vortheilhaft, den Genius
> Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
> So lässt er dir ein theureres zurück.“

II.

Aus dem Diarium eines „Heiden“.

(Sommer 1873.)

1.

Religionsgeschichte heißt die Mumiensammlung,
Allwo die Götterleichen, balsamirt
Und rubricirt und nummerirt, zur Schau
Gestellt sind — schöne Raritäten!
Die meisten ungeheuerlich, ja gradezu
Barnum'sche Fratzen, wüste Höllenbreughel,
Der armen Menschheit grause Wahnsinnsträume,
Wodurch sie sich ihr Elend, ihre Noth,
Ihr ewig Hangen = Bangen zwischen Furcht
Und Hoffnung gegenständlich machen und
Den Jammer, Mensch zu sein, zu einem Klumpen
Zorn, Haß, Verzweiflung, kurz, zu einem Götzen
Zusammenballen wollte, um davor
In unbewusster Selbstironisirung

Zu knieen und zu räuchern . . . Einmal nur
War licht und hold der Traum, als Hellas träumte
Von idealen Menschen, die als Götter
Und Göttinnen in stiller Marmorschönheit
Verkörpern alles, was auf Erden hold,
Erstrebenswerth und herrlich . . . . Aber wir,
Was werden wir der Nachwelt überliefern
Für Götter? Keine oder höchstens etwa
Den Deus Schwindel oder auch die Dea
Utilitas mit Cul de Paris, Chignon,
Gummigaloschen, in der einen Hand den
Kurszettel, in der anderen das Töpfchen
Liebig'schen Fleischextrakts. Denn wir sind praktisch
Realpolitisch und, soweit es nützlich,
Realreligiös, kurzum höchst positiv.
Der Teufel mag die Ideale holen!
Thatsachen wollen wir und nur Thatsachen!
In unsern Augen überragt ein fetter,
Solider Düngerhaufen den Olymp.
Und weil wir ungeheuer klug und praktisch
Und weil so fürchterlich wir fortgeschritten,
Liegt hinter uns das Märchen von den Göttern
Und glauben wir, des „neuen Glaubens“ Gläub'ge,
Als an den Urgott nur noch an den Urdreck.

2.

Des Jahres Hochpracht liegt jetzt auf der Erde,
Heiß wie das Abendroth dort auf dem See

Nach schwülem Tag, und in der Abendstille
Glaubt man von fern die tausend Katarakte
Droben im Hochgebirg rauschen zu hören.
Da drunten in der Stadt ist auch allmälig
Verstummt des Lebens tausendfach Geräusch
Und allum breitet sich der Dämmerfriede,
Als hüllte sich die müdgeschaffte Welt
In ihre Schlummerdecke, um behaglich
Die Glieder streckend sich der Nacht zu freu'n.
In solcher Stunde hebt im Menschenherzen
Die Nachtigall Erinnerung ihr Lied
Zu singen an, der Sang von alledem,
Was schön und gut und lieb dereinst gewesen,
Und wie du mir, du Unvergessene,
Weil Unvergessliche, am Fenster hier
An solchen Abenden zur Seite saßest
Und wir des wundersamen Augenblicks
Mitsammen harrten, wo vom Firnschneehaupt
Des Glärnisch jählings fiel ein Silberblick
In's Dämmergrau der Thalgebreite rings.
Wir kannten das: es war ein Gruß, dem Riesen
Von seinem Freund, dem Monde, zugeworfen,
Wann dieser in der Fülle seines Lichtes
„Still und bewegt", ein göthe'sches Gedicht,
Im Osten kam herauf . . . . Auch heute kam er
Und grüßte seinen alten Freund, den Glärnisch,
Und goß verschwenderisch die Silberfülle
Auf Land und See, auf Blatt und Blüthe nieder.
Und als, von tiefem Sehnen angefasst
Nach dir, der unvergesslich Unvergessnen,

Ich träumend in das bleiche Lichtmeer schaute,
Da regte sich's darin wie Händewinken,
Wie zärtlich Händewinken, und ein Flüstern,
So sanft und süß, als wär's des Mondlichts Stimme,
Floß in die Seele mir: „Ich bin bei dir!"

3.

Sie nennen's vornehm jetzt den „Kampf um's Dasein"
Das eherne Gesetz, kraft dessen Hunger
Und Haß den Riesenkessel heizen, der
Erzeugt den treibenden Entwicklungsdampf.
Das braust und saust und rasselt und rumort
Und reißt unwiderstehlich vorwärts, vorwärts
Den Eilzug nach Schlaraffia, dessen Auen —
So sagen unsre neuesten Propheten,
Die alles wissen und noch etwas mehr —
Schon in der Ferne sichtbar, ja so nah' schon
Daß deutlich die gebratnen Tauben man,
'rumfliegen sieht und alles übrige
Schlaraffische sich reizend präsentirt, —
So reizend, wie nur je ein Lug- und Trug-
Eden sich in Saharaluft gespiegelt . . . .
Glück auf zu dem gelobten Land der Zukunft,
Allwo zur vollesten Verwirklichung
Gelangt sein wird des Aristoteles
Prophet'scher Satz: „Der Mensch ist von Natur
Ein Staatsvieh." Folgerichtig also
Der Zukunftsstaat vielmehr ein Zukunfsstall,

Wo jedem seine Raufe, seine Krippe,
Sein täglich Quantum Heu und Hafer, item
Die gleiche Schütte Streu et ceterum
Von der „Gesellschaft“ zugemessen wird.
Das liebe aristoteles'sche „Ζῶον
Πολιτικὸν“ muß sich behaglich finden
In solcher Stall-Egalité, wo jedes,
Und alles uniform, so daß sogar
Die Hörnerlänge bis auf Zoll und Linie
Genau dieselbe sein muß und kein Bürger
Darf wen'ger Durst als wie der andre haben,
Auch keine Bürgerin Liebhaber mehr
Als ihre Nachbarin . . . . Jedoch die Menschen —
So fragt ihr — was wird aus den Menschen wohl
Im Zukunftsparadiesesstall? — Thörichte Frage!
Denn Menschen gibt's darin ja keine mehr.

4.

Auf meinem Tische stand ein hübsch Gefäß,
Ein Blumenkelch, den ich geschenkt bekommen.
Das Ding sah ganz so aus, als wär's Kristall,
Nicht aus der Glasfabrik, nein, aus der Bergkluft
Herstammend, und gar zierlich auch geformt,
Zwar „Imitation“, doch ganz „modern“.
Und Blumen standen drinn, auch ganz „moderne“,
Voll Glanz und Farbe, aber ohne Duft.
Der Kelch war Glas, die Blumen Treibhauswaare;
Ich wusste das, doch hatt' ich Freude dran:

Man täuscht sich eben immer wieder gerne
Wie in der großen Welt- und Lebensanschauung,
Im Kleinen wie im großen. Diesmal aber
Wär's mit dem schönen Schein gar bald vorbei.
Des Nachbars Kind, die kleine wilde Hummel,
Kam in die Stube mir gesaust, um sich
Gewohntermaßen in dem Schaukelstuhl
Zu wiegen; satt des Spiels dann fuhr
Nach ihrer Art sie hastig hin und wieder,
Beguckend dies und das, und plötzlich — krach! —
Hatt' sie vom Tisch den Blumenkelch gestoßen,
Daß er am Boden schrill zersplitterte.
Losbrechen wollt' ich, zornig schelten; aber
Als ich die Kleine bleich und wie vernichtet
So vor mir steh'n sah, hielt ich an und sagte:
Es ist wie Glück und Glas! — Das Sprichwort kam
Mir nur so auf die Lippen; doch das Kind,
Nachdem es sich durch tiefes Athemholen
Die Brust erleichtert, echo'te den Satz
In Frageform: „Gelt, nur wie Glück und Glas?"
Und zur Bekräftigung lacht es hellauf . . . .
Dankbar hab' ich geküsst den Kindermund,
Der, „unbewusster Weisheit froh", bestätigt,
Daß, wenn ein „Glück" dahin, zumeist nur Glas
Zerbrochen ist. — Wirf's zu den andern Scherben!

5.

Wann angewidert du die Blicke kehrst
Ab von des Lebens Heerstraß', die gepflastert
Ist mit Gemeinheit und vom Schwindel staubt —
Wann es dich ekelt, das Verdienst zu seh'n
Besiegt, verhöhnt von frecher Gaukelei;
Zu sehen, wie Charakterlosigkeit
Sich proklamirt als höchste Politik,
Wie Pöbelschranzen mit den Fürstenschranzen
In aller Niedertracht wetteifern, wie
Die Arbeit hungert, wo der Diebstahl schwelgt,
Die Unzucht prangt in Seide und Geschmeide,
Wo Ehr- und Sittsamkeit in Hadern friert —
Wann müde du, zu hören, wie Tartüffe
Im Konventikel und auf offnem Markt,
Im Parlamentssal und im Kabinett
Die Heuchelei als aller Weisheit Schluß
Docirt und prakticirt — wann dir im Ohr
Ein Aergerniß die Fortschrittslitanei
Voll praleriſcher Selbstgefälligkeit,
Wie auch das gift'ge Zanken der Partei'n,
Der Sesselkrieg, mit Phrasen aufgeputzt —
Wann satt und müde du von alledem,
Dann wende dich von dem Getümmel weg,
Weg von der Welt lackirten Raubgethiers,
Und such' abseits dir einen Erdenwinkel,
Wo's Menschen gibt noch, einfach, schlecht und recht.
Dort sieh' — auf daß du weiterleben lernest
Und dir mit Himmelsthau die quälend-bitt're

Menschenverachtung aus der Seele spülest —
Die nächste beste Mutter an! O sieh',
Wie sie für ihre Kinder fühlt und denkt,
Wacht, sorgt, schafft, leidet, betet, lebt und stirbt.
Die Unermüdlichkeit! Der Opfermuth!
Die Selbstvergessenheit und Liebesfülle!
Du sagst: „Das ist doch ganz natürlich." — Freilich!
Doch grade darum ist es wunderbar,
Ein hohes Wunder, weil im Menschlichsten
Erscheint das Göttliche so schlicht und groß.

6.

Fromm sein heißt, der Seele Schwingen rein
Vom Staub und Schmutz des Lebens dir bewahren
Und ihre Schwungkraft also stählen, daß
Sie aus dem Dunst und Qualm des Zeitlichen
Dich mühlos jede Stunde jeden Tags
Empor bis in die Aethersphäre tragen
Des Ewigen, allwo die Götter wandeln,
Die hohen Ideale, und die holden
Illusionen ihren Blumenreigen,
Den tröstlich-täuschungsvollen Reigen schlingen
Rings um den Thron der dunkeln Schicksalsmacht,
Die da verschleiert sitzt von Ewigkeit
Zu Ewigkeit und mit demselben Gleichmuth
Auf Welten, Sonnen, Menschen, Milben hinsieht, —
Das letzte Denkbare, das Urgeheimniß,
Unlösbar, unerforschlich, nur zu ehren
Mit Schweigen und Ergebung und Geduld.

III.

Philosophie des Bewussten.

Willst du mit aller Welt im Frieden leben,
So hüte dich, auch nur um einen Zoll
Ueber die Menge dich emporzuheben!
Und willst du, daß man nehme dich für voll,
Musst du versteh'n, dich möglichst leer zu geben.
Die Losung der Gesellschaft ist: „Es soll
Nur Mittelmäßiges sich machen breit da!
Ich selber bin die Mittelmäßigkeit ja."

Zieh' an des Ordinären Uniform!
Gemeinplatz mit Gemeinplatz zu bezahlen,
Das sei dir allezeit Gesetz und Norm.
Mahle nur Korn, das and're schon gemahlen,
Backe dein Brot in „meist gefragter" Form,
Will sagen: in der gangbar liberalen!
Ein bißchen Liberalismus — nicht zu viel!
Ziert ja den Mann von Bildung und Gefühl.

Nur niemals schwimmen gegen Strom und Mode,
Nein, mit dem Strom und mit der neu'sten Mode
stets!
Banaler Weg führt dich zu Amt und Brode!
Ich meine, beim Horaz in einer Ode steht's:
Die goldne Mittelstraße bis zum Tode
Einhalten, ist die richtige Methode stets;
Und sterbend noch befiehl du deinem Sohne
Den innigsten Respekt vor der Schablone!

Carrière-Keucher — Halt, da hör' ich kläffen
Dort hinten wo magistrum magistrorum:
„Schon wiederum mit einem Wort uns äffen,
Das zünftig nicht vor dem Schulmeisterforum?
Bei keinem Klassiker ist es zu treffen —
Carrière-Keucher? monstrum momonstrorum!
Die Keckheit! Was? Unglücklicher, vernimm —
Carrière-Keucher! Wo steht das im Grimm?

„Ei, unsereins könnt' zehnmal auf dem Kopf
'rumdreh'n sich lassen, ohne zu riskiren,
Daß unser patentirter armer Tropf
Von Hirn vermöcht' ein Wörtlein zu kreiren,
Das trüge nicht den lexikal'schen Zopf.
Was aber wir nicht können produciren,
Ist ein für allemal verpönt Gewächs —
Mediocritatis Codex § 6."

Der Mann hat recht, und nicht nur als Magister,
Sondern als Mensch auch, da von Unbedacht
Es immer zeugt, zu reizen den Philister,
Weil's Philisterium vorstellt eine Macht;

Und was für eine! „Hammel und Geschwister"
Hat ungestraft noch keiner ausgelacht.
Von England, Frankreich, Deutschland bis nach Birma
Reicht der Kredit ja dieser Riesenfirma.

Schmeichle dem souveränen Unverstand,
Willst, junger Mann, du dein Geschäft „poussiren";
Heuchle dem souveränen Unverstand,
Willst machen deine Aktien „moussiren";
Streichle den souveränen Unverstand,
Um desto leichter ihn zu eskomptiren;
Und schwindelst du, so hab' auch was davon:
Stiehl niemals unter einer Million!

In jeder Gans musst eine Schwänin sehen,
Willst du bei Weibern Hahn im Korbe sein;
Und bist du solch ein Hahn, so magst du krähen
So dumm und abgeschmackt, wie's dir fällt ein:
Die guten Gänse werden dich verstehen
Und schnattern tiefsympathisch hintendrein,
Man müsse dich gefühlerichst bestaunen
Als allerzart'sten unter den Kapaunen.

Thust du das Dümmste, was im deutschen Reich
Ein Mensch thun kann, gehst unter die Autoren,
So schreibe so, daß „unsre Leit'" dir gleich
Den Stammbaum abseh'n an den großen Ohren.
„Hoch das Geschäft!" mit diesem Schlachtruf zeuch
Den Stahl der Feder und verdien' dir Sporen
Im Dienst der zehnten Muse Sainte Reclame —
So wächst dein Anseh'n und gedeiht dein Name.

Machst Verse du — wer macht nicht welche zwischen
Zwölfen und Zwanzigen? — so gib nur acht,
Daß deiner Leier Töne nie entwischen,
Wie sie Natur entgegen dir gebracht.
Natur und Wahrheit? Bah, das ist zum zischen!
Poet der Mode, lyraleire sacht,
Ja, seicht und sachte wie Theekesselssäuseln,
Daß nicht im Zorn sich Damenlippen kräuseln.

Auskoche deinen Reimen Saft und Kraft
Und gib nnr Worte, Phrasen und Tiraden!
Es ist unschicklich und fast flegelhaft,
Die Leute mit Gedanken zu beladen.
Doch machst du gar in deutscher Ahnenschaft,
So knete süßholzheldisch deinen Fladen
Aus de la Motte Fouqué und Madeleine Scudery
Und parfümir' das Ding mit eau de pruderie.

Hochpatriotisch sollst du sein, natürlich
Soweit der „Reichsanzeiger" es erlaubt.
Fleuch jeden Ort, allwo auch nur figürlich
Der Freiheitsdrache Höllenfeuer schnaubt.
Auch steht ein bißchen Christenthum dir zierlich:
Wohl dem, der gar nichts denkt und alles glaubt!
Denn heißen dich willkommen mal die Frommen,
Hast die Geheimrathsleiter bald erklommen.

Tief bücke dich vor dem Altar und Thron,
Doch tiefer vor dem Geldsack und noch tiefer,
Ja tiefest vor der Dummheit! Weißt ja schon,
Die Pfaffen sind ein mächtiges Geziefer
Und Fürsten sind langarmig, lieber Sohn.

Jedoch nur dann geht's mit dir schief und schiefer,
Wann je uneingedenk du könntest werden,
Daß Dummheit ist die größte Macht auf Erden.

Gefährlich ist es, das weiß männiglich,
Dem Volk zu leuchten mit der Wahrheit Fackel;
Doch triffst 'ne Lüge, feist, falstaffiglich,
Die schaff' dir an und mach' damit Spektakel!
So wirst zum „Volksmann“ du ganz sicherlich,
Zum hochgefeierten Biertischorakel,
Und jubelnd windet man dir zweifelsohne
Aus Hopfenranken eine Bürgerkrone.

Das sind die Lehren der Philosophie —
Des Unbewussten nicht, doch des bewussten
Strebers, dem ideale Dünste nie
Trübten den Blick und das Gehirn berußten,
Den kein „Idol“ und keine „Utopie“
Auf seinem Lebensgange beeinflussten.
Die Strophe hinkt; doch sei's in Gottesnamen,
Mein Garn ist aus — Punktum, Sela und Amen.

